Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 42/43 Gotha, 23. Oktober 1924 38. Jahrgang

Inhalt: Gibt es eine Pflicht des Vergessens? — Der gegenwärtige Stand der Leben-Jesu-Forschung. Zweite Hälfte — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen einunddreißigstes Stück — Sozialer Kapitalismus? (Foerster) — Peter Hille — Japans Hauptstadt. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 9 — Zur Münchner Tagung des Evangelischen Bundes — Die Frankfurter Tagung des VGC — Merseburg — Das religiöse Problem in Sowjetrußland. Zweites Stück — Proletarierjugend und Religion (Günther Dehn) — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Gibt es eine Pflicht des Vergessens?

Im christlichen Unterricht wird zuweilen geredet, als ob es eine Pflicht des Vergessens gebe. Die christliche Vergebung, die wir unserm Bruder schulden, sei unvollständig ohne das Vergessen. Abscheu wird erweckt gegen den Beleidigten, der spricht: „Vergeben will ichs, aber vergessen will ichs nicht." Und das bleibt ja nun freilich eine ganz üble Rede und eine ganz üble Gesinnung. Aber ihr Fehler liegt im Nichtvergessen-*wollen* und in der Gefährdung, ja Vernichtung, die dem Versöhnungsakt damit widerfährt. An sich bringt das Vergeben gar nicht von selbst ein Vergessen mit sich, hats auch nicht nötig. Wenn Jesus sagt: siebenzig mal sieben mal solle man seinem Bruder vergeben — so will ich nicht behaupten, daß er dabei daran denkt, wie man dem Bruder Eine *unvergessene* Sünde täglich neu, so oft sie einem einfällt, so oft man wieder unter ihr leidet, und wenn es noch *unzählig* oft im Leben einem zum Bewußtsein kommen sollte, was er an einem gesündigt hat (es gibt solche Fälle: er hat dir vielleicht dein ganzes Lebensglück zerstört) — immer wieder dieselbe Sünde vergeben soll. Jesus wird wohl daran denken, daß der Bruder durch immer neue Sünde wiederholter Vergebung bedarf. Aber keineswegs verlangt er vom Vergebenden zugleich auch ein Vergessen.

Vergessen ist Gabe, Wohltat, Gnade. Vergessen ist Natur, die unser Schöpfer uns mit auf den Weg gegeben hat. Eine der köstlichsten Stücke unsrer Mitgift: wie sollten wir es ohne das aushalten?

Es gibt Menschen, die sind Eidetiker. Was sie sehen und erleben, auch nur im Nu, das prägt sich ihrer Seele ein wie irgendwelcher Gegenstand der photographischen Platte. Sie können, nachdem das Geschehnis längst vorübergeglitten ist, Beteiligte es kaum wahrgenommen haben, mit unheimlicher Sicherheit den Tatbestand aus ihrem Gedächtnis immer wieder neu herstellen. Diese Menschen sind nicht zu beneiden. Der normale Mensch vergißt viel und leicht. Und es ist gut so. Vergessen ist aber nicht Pflicht, nicht einmal Tugend.

„Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!" sangen die Gefangenen an den Wassern Babylons. Und dachten dabei nicht nur an Jerusalem, sondern auch an das, was die Feinde Jerusalem angetan hatten. Das war ihr Menschenrecht. Wie es dann im 137. Psalm ausgeht, das hat freilich mit dem Vergessen und Nichtvergessen nichts mehr zu tun, sondern mit dem Vergeben und Nicht-vergeben. Und da läßt nun unser Herr Christus sich schlechterdings nichts abmarkten: „Siebenzigmal siebenmal"!

„Ich vergesse, was dahinten ist", sagt der Apostel Phil. 3, 13. Wieso und warum? Weil die Erinnerung daran hindern würde, voranzukommen. So ist es recht; in dem Sinn mag man das Vergessen üben. Aber es genügt auch — im Falle hemmender Zwietracht — daß man vergibt. Dann braucht man nicht, was geschehen ist, aus dem Gedächtnis zu tilgen; die Erinnerung ist nicht mehr das Trennende, Quälende, Hindernde: mit all seiner Erfahrung streckt man sich „zu dem, das da vorn ist". Ja Vergebung, echte, trotz klarer Erinnerung, hat es sogar an sich, daß sie mit mächtigem Ansporn einen neuen Anfang bedeutet, einen Anstoß zu siegreicher Vorwärtsbewegung, während bloßes Vergessen wenig bedeutet.

Vergessen ist Gabe. Nicht-vergessen-können kann schwere Last sein. Aber nicht-Vergessen mag auch Reichtum bedeuten. ...

Es gibt keine Pflicht des Vergessens. Vielleicht ist es nicht einmal eine Tugend. Es gehört zu den Dingen, mit denen der Christ wirtschaften soll, leidend oder souverän, immer verständig. Dabei dessen gewärtig, was von ihm, vergessend oder nicht, in der Nachfolge Jesu gefordert wird.

R

Der gegenwärtige Stand der Leben-Jesu-Forschung

5. Die Psychoanalyse in der Leben-Jesu-Forschung

Tatsächlich liegen auch bereits einzelne solche Versuche vor. Neben die literarkritische und die religionsgeschichtliche Methode sind neuerdings in der Jesusforschung zwei andere getreten, die eine Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit versprechen, die psychoanalytische und die formgeschichtliche.

Nur kurz sei hier auf die erstere hingewiesen. Psychologisch ist ja immer verfahren worden, wenn man versuchte, konkrete Geschichtsbilder oder Persönlichkeitsbilder zu gewinnen. Allerdings beschränkte man sich meist darauf, einen psychologisch verständlichen Entwicklungsgang des Lebens Jesu zu zeichnen und seine geistige Gesamthaltung, insbesondere sein prophetisches, messianisches Bewußtsein aus der historischen Lage, aus den Bildungs- und sonstigen Einflüssen, denen Jesus unterworfen sein mußte, psychologisch zu verstehen. Die psychoanalytische Methode geht darüber hinaus; sie will auf Grund der einzelnen Überlieferungsstücke, der Worte und Geschichten, die psychische Veranlagung Jesu erkennen und sein Wesen und Wirken daraus ableiten. Es handelt sich also nicht nur um ein psychologisches, d. h. um ein von unserem eigenen Seelenleben bzw. von einem normalen oder idealen Seelenleben aus gewonnenes Verständnis des Geschichtsablaufs, sondern die Psyche, auf die es hier ankommt, wird zunächst methodisch analysiert und damit erst die gesicherte historische Grundlage für ein Verständnis des Reagierens dieser Psyche auf die sie berührenden Einflüsse und d. h. doch ein Verständnis des Entwicklungsganges Jesu gewonnen. Gesichert ist die Grundlage allerdings nur, wenn die Methode als solche exakt arbeitet

und wenn das Material, auf das sie angewendet werden soll, als Quelle für psychoanalytische Erkenntnisse brauchbar ist. Die erste Bedingung wird natürlich bei keiner Methode restlos erfüllt werden, und eine wichtige Fehlerquelle, die Angleichung der psychischen Veranlagung Jesu an irgendeine Norm oder ein Ideal, die Beeinflussung also durch den subjektiven Standpunkt des Forschers, ist hier wenigstens grundsätzlich ausgeschaltet, wenn auch selbstverständlich gerade bei einer Analyse des Seelenlebens die introspektive Vergleichung die Resultate irgendwie subjektiv beeinflussen wird. Auch die Einseitigkeit, mit der unter dem überragenden Einfluß Freuds die sexuelle Bedingtheit der psychischen Phänomene behauptet wird [11]), kann nur vorläufig die Ablehnung einer eben noch in den Kinderschuhen steckenden Methode begründen. Wichtiger aber ist, daß der Zustand der Quellen die Anwendung der psychoanalytischen Methode sehr erschwert, wo nicht unmöglich macht. Wenn irgendeine, so ist diese Methode auf möglichst unmittelbare, echte Zeugnisse vom Innenleben des Menschen angewiesen. Solche stehen uns aber für Jesus offenbar nicht zur Verfügung. Es ist daher ein grundlegender Fehler, wenn psychoanalytische Untersuchungen kritiklos die vorhandene Überlieferung als Zeugnis für das Innenleben Jesu hinnehmen, wie es etwa in der Studie von A. Reik über das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der Religionspsychologie [12]) geschieht. Tatsächlich führt Reik auch bei der Erklärung der Geschichten aus dem Leben Jesu kaum über die bisherigen Ergebnisse hinaus. Und wenn er in den Auferstehungserlebnissen der Jünger die produktive Kraft des Selbstbewußtseins Jesu bewährt findet, so fehlt auch hier die genügende Kritik an den Quellen. Ganz auf die Auferstehungsgeschichten richtet sich die Arbeit von R. A. Hoffmann über das Geheimnis der Auferstehung Jesu [13]), das mit Hilfe der Annahme von Materialisationen gelöst werden soll. Aber die Bedeutung einer solchen Feststellung der Geschichtlichkeit der Erscheinungen des Auferstandenen oder wenigstens der Erscheinung vor Petrus wird doch stark eingeschränkt durch die Frage, ob es denn wirklich die Gotteswelt ist, in die wir mit diesen okkulten Phänomenen geführt werden [14]), ganz abgesehen davon, daß die Wissenschaft heute noch nicht in der Lage ist, mit Hilfe der experimentellen Psychologie auf diesem Gebiet zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Auch hier kommt es letztlich auf eine Herabziehung der Jesustradition in die Sphäre des Allzumenschlichen hinaus. Die psychoanalytische Methode hat diese Gefahr der Angleichung an das Durchschnittsdenken und -Empfinden des Menschen bisher wenigstens nicht genügend berücksichtigt.

6. Die formgeschichtliche Methode

Diese Angleichung ist aber bereits in den Evangelien in weitem Maße vollzogen, und aus diesem Umstande nehmen wir das Recht und die Pflicht einer radikalen Kritik an dieser Überlieferung. Daß sich Gemeindetendenzen dogmatischer, polemischer, apologetischer, missionarischer Art in der evangelischen Überlieferung finden, ist wohl allgemein anerkannt; aber diese Erkenntnis ist nicht prinzipiell genug gefaßt und nicht weit genug in ihren Konsequenzen verfolgt worden. Die Annahme eines Einflusses der Gemeinde auf die Gestaltung der Jesus-Überlieferung bedeutet ja nichts anderes als die Anerkennung der Umsetzung religiöser Erfahrungen und Erlebnisse eines Heros in eine der Masse entsprechende Form, sie bedeutet die Entstehung eines Massenchristentums. Und darin unterscheidet sich nun eben die formgeschichtliche Betrachtungsweise von der bisherigen literarkritischen, daß sie nicht mehr die Einzelnen sucht, die die Jesustradition weitergegeben und formuliert hätten (die Evangelisten und ihre Gewährsmänner, als die man ja gar zu gern mit der alten Kirche die Apostel selbst betrachtete), sondern daß sie Ernst macht mit der Erkenntnis des Urchristentums auch der palästinensischen Urgemeinde als einer Massenreligion, deren Formen, ob jüdisch oder heidnisch, jedenfalls vorchristlich und im wesentlichen überhaupt unabhängig von irgendeiner konkreten historischen Situation sind, weil sie dem Wesen der Masse als solcher entsprechen. Als Formen in diesem Sinne sind dann nicht nur die Formen der literarischen Überlieferung oder des gottesdienstlichen Handelns anzusehen, vielmehr ist die ganze Geschichte der Erscheinungsformen, des Ausdruckes des religiösen Lebens Formgeschichte, und alle religionsgeschichtliche Arbeit ist aufgebaut auf der kritischen Untersuchung dieser allgemeinen Formen, die erst als solche erkannt sein müssen, ehe man das individuelle religiöse Erleben einer Persönlichkeit feststellen kann. In bezug auf Jesus handelt es sich also gar nicht etwa nur um die Frage, wieweit hat das Massenchristentum die Überlieferung von ihm geändert und gefärbt, sondern vielmehr, wo ragt die Jesusüberlieferung über die Massenfrömmigkeit seiner Zeit und seiner Sphäre hinaus. Es kommt nicht darauf an, festzustellen, ob dieses oder jenes Wort wirklich von Jesus stammt, ob es echt ist oder ob die Gemeinde es ihm in den Mund gelegt hat, sondern darauf, die Originalität eines jeden Überlieferungselementes, den Gehalt an individueller Frömmigkeit, die Kraft eines persönlichen neuen Erlebens in den Worten und Taten Jesu zu untersuchen.

Dazu dient eine Formenkritik doppelter Art. Zunächst muß erkannt werden, daß es sich bei dem Aufriß des Lebens Jesu nicht um Überlieferung handelt, sondern um ein an die einzelnen Überlieferungsstücke herangebrachtes Schema, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Aufriß alttestamentlicher Prophetenbücher zeigt. Es gibt in der Jesustradition keine ursprüngliche Kenntnis des Zusammenhanges des Lebens Jesu, sondern nur einzelne Geschichten, die mit Hilfe eines sekundären Itinerars und einer allgemeinen Vorstellung von dem Verlauf und dem Ausgang des Lebens Jesu durch Einfügung von redaktionellen Überleitungen besonders chronologischer und topographischer Art, aber auch von ausfüllenden Verallgemeinerungen, sogenannten Sammelberichten, zu einer einigermaßen pragmatischen Darstellung des Lebensgangs Jesu verbunden sind. Diese redaktionellen Rahmenstücke müssen also zunächst erkannt und ausgeschieden werden, wie das im allgemeinen endgültig in der für die formgeschichtliche Untersuchung der Evangelien grundlegenden Arbeit von Karl Ludwig Schmidt: Der Rahmen der Geschichte Jesu [15]), geschehen ist. Damit ist die Leben-Jesu-Forschung an einen entscheidenden Wendepunkt geführt: Es ist künftighin unmöglich, das Leben Jesu einfach auf Grund des Aufrisses eines unserer Evangelien oder eines konstruierten Urevangeliums oder einer wie immer gearteten Evangelienharmonie darzustellen. Die Jesusüberlieferung ist durch die Evangelisten erst künstlich pragmatisiert worden. Dafür liegt in Schmidts Arbeit der exakte Beweis vor. Zweitens aber richtet sich die formgeschichtliche Methode auf die Einzelgeschichten selbst und sucht aus ihrem Stil ein sicheres Urteil über die Motive, aus denen heraus die Tradition entstanden ist, zu gewinnen. Voraussetzung ist, daß nicht nur ein nüchterner Bericht Zeugnis ablegt für eine geschichtliche Wirklichkeit, sondern daß für den antiken Menschen und in gewisser Weise auch für den modernen — eben soweit sich bei beiden noch etwas von primitiver Einstellung gegenüber der Wirklichkeit erhalten hat — ein historisches Ereignis sich auch in weniger nüchternen, weniger konkreten Darstellungsformen fassen läßt, die von vornherein das Besondere, Einmalige eines Er-

[11]) Vgl. z. B. Reik, Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung. Wien 1923.
[12]) Göttingen 1921.
[13]) Leipzig 1921.
[14]) Vgl. Heinrich Frick, CW 1922 Nr. 9 Sp. 140.
[15]) Berlin 1919.

eignisses zurücktreten lassen hinter dem Typischen, sich immer Wiederholenden, die dafür aber um so deutlicher das Interesse hindurchleuchten lassen, das Erzähler und Hörer an dem Stoff nehmen. So spiegeln sich auch in Legende und Novelle, ja in Märchen, Mythus und Sage letztlich geschichtliche Ereignisse, die in ihrer Besonderheit hinter den typischen Darstellungsformen wiederzufinden der Wissenschaft zwar nie gelingen kann, die aber deshalb doch nicht schlechthin als Dichtungen hingestellt werden dürfen. Sie sind sogar Zeugen nicht nur eines geschichtlichen Ereignisses, sondern in unendlich langer Entwicklung sind sie Ausdruck immer wieder neuer Ereignisse geworden, von denen sie immer nur wenige Züge wirklich erfaßten. Allmählich sammelte sich so in der Überlieferung eine Fülle von Motiven, die einst der Wirklichkeit abgelauscht waren, und die nun das Schema, das typische Ausdrucksmittel, die konventionelle Form für die Darstellung jeder neuen Wirklichkeit, die an den Menschen herantrat, abgeben mußten. Dabei wurde diese Wirklichkeit allerdings vergewaltigt. Gerade das Individuelle des geschichtlichen Ereignisses ging verloren. Es wurde von vornherein über Raum und Zeit erhoben und in eine Sphäre des Absoluten versetzt, die uns jetzt gar zu leicht über die dahinterstehenden geschichtlichen Relativitäten hinwegtäuschen kann.

Diese Voraussetzungen wendet nun die formgeschichtliche Methode auf die Jesusüberlieferung an. Sie scheidet in ihr zwischen den nüchternen kurzen Notizen, die die Einmaligkeit eines bestimmten Ereignisses festhalten, und den legendarischen, novellistischen, mit mythischen oder märchenhaften Motiven durchsetzten Erzählungen, hinter denen wir nur selten mit Sicherheit ein bestimmtes Ereignis feststellen können und die doch auch in ihrer typisierenden Form ein einmaliges Geschehen volkstümlich naiv wiedergeben wollen, indem sie es in eine der Volkstradition geläufige Form kleiden. Martin Dibelius in seiner „Formgeschichte des Evangeliums“ [16]) hat die synoptischen Erzählungen in dieser Weise durchforscht und hat nun vor allem das wesentliche Interesse feststellen wollen, aus dem heraus sich die Entstehung dieser ganzen Tradition erklärt. Er findet es in der missionarisch-paränetischen Aufgabe des Urchristentums, die der Überlieferung den Stempel des Paradigmatischen aufdrückt. Das ist gewiß richtig, insofern tatsächlich die Erzieher der jungen Christengemeinden das Leben des Meisters in irgendeiner Weise diesem praktischen Zweck gemäß schildern, d. h. also der Darstellung eine pädagogisch-paränetische Tendenz einfügen mußten. Aber die Entstehung der ganzen Tradition in so einseitiger Weise zu erklären, will doch nicht möglich erscheinen. Das Gesamtbild bekommt dadurch etwas Schematisches, Konstruiertes, das der Kompliziertheit des wirklichen Geschehens allzu wenig Rechnung trägt. So gewiß man dem paränetischen Motiv eine besonders bedeutsame Stellung für die Ausbildung der evangelischen Tradition wird zugestehen müssen, so wenig wird man doch andere Motive übersehen dürfen, die neben ihm ihren Einfluß geltend machen. Hier setzt Bultmann in seiner „Geschichte der synoptischen Tradition“ [17]) ein. Er untersucht die Tradition im Einzelnen und zieht eine Fülle von Parallelen heran, die ihren Charakter und die Gesetze ihrer Bildung und Umformung verdeutlichen sollen, und er unternimmt es auch, mit Hilfe dieser Stilkritik zu geschichtlichen Ergebnissen über den Kern der Überlieferung zu kommen, aus dem Typischen, durch konventionelle Form Bedingten zu dem Einmaligen, Besonderen vorzudringen und so die Frage nach der Originalität Jesu einer neuen Lösung entgegenzuführen. Gewiß gerät er bei dieser Verwendung der formgeschichtlichen Methode in die Gefahr eines Kurzschlusses; das zeigt sich vielfach da, wo er aus der Feststellung einer sekundären Form auf die Ungeschichtlichkeit des Inhaltes glaubt schließen zu können. Aber im Prinzip wird man ihm darin zustimmen, daß er die Eigenart Jesu am treffendsten in seinen kurzen knappen Kampfesworten zum Ausdruck kommen sieht, eben in dem, was den Gegensatz schuf zwischen ihm und seiner Umgebung nicht nur, sondern zwischen ihm und der Welt überhaupt, was daher auch von Anfang an in der christlichen Tradition einer abschwächenden Umbildung ausgesetzt gewesen ist und bis heute den christlichen Kirchen nur in einer gewissen vergeistigenden Abschwächung erträglich und annehmbar ist.

7. Ein neues Geschichtsbild

Hat Bultmann damit einen entscheidend wichtigen Grundsatz nicht nur für die Erkenntnis der Persönlichkeit Jesu, sondern auch für das Verständnis des Wesens des Christentums ausgesprochen, so hat ihn doch eben jener Kurzschluß gehindert, von da aus zu einem einheitlichen Verständnis der Geschichte des Christentums zu kommen. Er beharrt bei der Wrede-Bousset'schen These von dem wesentlichen Grundsatz zwischen palästinensischem und hellenistischem Christentum, zwischen Jesus und Paulus. Das ganze Problem wird einer neuen Behandlung auf neuer Basis bedürfen. In einem knappen Entwurf in einer wesentlich quellenkritisch eingestellten Untersuchung über Apostel und Jünger [18]) hat Roland Schütz ein neues Geschichtsbild von der Entstehung des Urchristentums entworfen, das an wichtigen Punkten den Ergebnissen der iranischen Forschungen insbesondere Reitzensteins [19]) wie der eigenartigen Betrachtungsweise von neuen Gesichtspunkten her, die Bernoulli in seinem Werk „Johannes der Täufer“ [20]) anwendet, entspricht. Auch die englischen Forscher Jackson und Kirsopp Lake sind in ihrem Sammelwerk über die Anfänge des Christentums [21]) zu ähnlichen Aufstellungen gekommen. Es handelt sich hier, grob gesagt, um die Feststellung einer judaistischen Verfälschung unserer gesamten evangelischen Tradition, über die wir zurückgehen müssen zu dem echten Jesus, dessen Wesen nicht nur, nein dessen ganze Stellung unter dem Einfluß des prophetischen Universalismus und einer dem exilischen und nachexilischen Judentum, insbesondere auch der Makkabäerzeit eigentümlichen aktiven Leidensfrömmigkeit, die im Gegensatz zu der offiziellen, immer mehr monistisch versteinernden pharisäischen Gesetzesfrömmigkeit stand und wenigstens in Jerusalem von dieser gänzlich verdrängt war, dessen Wesen unter diesem Einfluß eine der hellenistischen Frömmigkeit durchaus verwandte Seite zeigte. Und zwar erstreckt sich diese Verwandtschaft nicht etwa nur auf das Ethos und den ihm entspringenden Universalismus — nur diese Seite ist gewöhnlich erkannt und betont worden und hat ja tatsächlich bereits in der Zeit der Apologeten zu einer Verbindung zwischen christlichem und heidnischem Ethos geführt —, sondern auch auf das, was man als das eigentlich Religiöse bei Jesus betrachten muß, die Darstellung seiner Botschaft auch in seinem Leben. Wenn seine Eigenart in seiner Kampfesstellung beschlossen liegt, so entspricht ihr auch sein Leiden und Tod. Es besteht dann keine Kluft mehr zwischen der Überlieferung von Reden und Taten einerseits und der Leidensgeschichte andererseits, sondern es handelt sich in dieser letzteren um die Erfassung des eigentlichen Sinnes des ganzen Lebens Jesu durch seine Gemeinde. Um eine Erfassung, die durchaus übereinstimmt mit dem, was Jesus selbst als den Sinn seines Lebens

[16]) Tübingen 1919.
[17]) Göttingen 1921.
[18]) Gießen 1921.
[19]) Vgl. zuletzt Iranisches Erlösungsmysterium 1920 und den Bericht von Greßmann, Ztschr. f. Kirchgesch. NF. III, S. 178 ff., IV, S. 154 ff.
[20]) Leipzig 1918.
[21]) The Beginnings of Christianity. Part. I. The Acts of the Apostles, vol. I. II. Prolegomena. London 1920, 1922. Vgl. Kirsopp Lake in Harv. Theol. Rev. 1922, S. 97 ff.

angesehen hat; er fühlte sich als Märtyrer-Prophet, als Erfüller von Jes. 53, als der, an dem der uralte Kampf Gottes um sein Volk zur entscheidenden Darstellung kommen sollte. Dann aber ist seine Stellung durchaus eine kultische, sie entspricht der der heidnischen Kultgötter und begründet einen neuen Kult, den Christuskult, dessen Formen ohne weiteres die werden können, oder nach dem religionsgeschichtlichen Gesetz, daß neuentstehende Religionen sich stets bereits vorhandener Ausdrucksmittel bedienen, werden müssen, die in der kultischen Umwelt gang und gäbe waren.

8. Das Evangelium als Kultgeschichte

Das wird auch bei einer formgeschichtlichen Untersuchung der Leidensgeschichte deutlich, wie ich sie in meiner Arbeit: „Die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult“ [22]) unternommen habe. Die Leidensgeschichte Jesu mit ihrer typisierenden Darstellung ist die Kulterzählung des Christentums. Damit ist erst das wahre Motiv evangelischer Tradition enthüllt, um so eher, wenn man bedenkt, daß es sich in dieser Leidensgeschichte offenbar um das älteste festgeformte Stück christlicher Überlieferung handelt. Paränetische und missionarische, dogmatische und polemische oder apologetische Interessen, wie sie Dibelius und Bultmann anziehen, erklären zwar gewisse Umbildungen der evangelischen Überlieferung, ihre letzte Wurzel aber vermögen sie nicht aufzuzeigen. Dazu sind sie viel zu intellektualistisch, viel zu rationalistisch und individualistisch. Nicht Theologen oder Missionare, nicht „Apostel“ stehen am Anfang der christlichen Verkündigung, nicht Einzelne, die den Anderen etwas zu bringen hatten und nun ihrer Botschaft auf Grund pädagogischer Erwägungen die passende Form zu geben suchten, sondern am Anfang stehen Laien, „Jünger“, die nichts geben konnten, als was sie empfangen hatten, die nicht irgendwie tendenziös die Überlieferung diesem oder jenem Zwecke anzupassen suchten, sondern denen das, was sie erlebt hatten, sich gestaltete in den Formen alter, heiliger Überlieferung unter dem entscheidenden, aber unbewußten Einfluß ihrer eigenen Stellung zu Christus. Und auch ihre Stellung zu ihrem Meister war nicht so sehr subjektiv bedingt durch ihre verschiedenen Individualitäten, es war im wesentlichen das Gleiche was diese Jünger als das Entscheidende erlebten, weil es objektiv begründet war in ihrer väterlichen Religion. Jesus war ihnen der Erfüller der alttestamentlichen Frömmigkeit, der messianischen Verheißungen, die sich verbunden hatten mit jenen tieferen Ahnungen von dem Leidensweg jedes Gottesboten. Das Erlebnis der Jünger an Jesus war bedingt durch die objektive religiöse Tradition, ihre Einstellung wird daher nicht als subjektiv religiös, sondern als objektiv kultisch zu bezeichnen sein. Diese kultische Einstellung bestimmt die erste Formulierung der Jesusgeschichten, wie sie bereits zu Lebzeiten des Meisters umliefen und steht allen Tendenzen, auch der paränetisch-missionarischen, in ihrer schöpferischen Bedeutung für die christliche Tradition voran. Diese entstammt nicht bewußtem Wollen und bestimmten Tendenzen, sondern sie ist der Ausdruck primären Erlebens einer Gemeinschaft an ihrem Führer, der ihnen damit zum Kultheros wird.

So ist nicht nur die Leidensgeschichte die Kulterzählung des Christentums, sondern die Evangelien im ganzen sind volkstümliche Kultbücher, die in dieser Beziehung neben die Heiligenlegenden der verschiedenen Religionen, insbesondere neben die jüdischen von ihren Chassidim zu stellen sind. Daß auch in diesen Legenden die Stellung des Heros durchaus als kultische bezeichnet werden muß, hat Karl Ludwig Schmidt in einer neuerlichen Untersuchung über die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte [23]) nachgewiesen. Die Begriffe, die die formgeschichtliche Arbeit insbesondere unter dem Einfluß der Arbeiten Deißmanns und Gunkels seither verwendet hat, sind hier in vielseitiger Auseinandersetzung geprüft und geklärt, wenn auch in bezug auf den Begriff des Kultischen keine ganz scharfe Fassung erreicht ist. Schmidt steht auf der Seite derer, die eine weitere Fassung für berechtigt halten und man wird seine Stellungnahme im ganzen mit der Wetters, wie er sie in seiner Antrittsvorlesung über das gottesdienstliche Leben des Urchristentums und das Neue Testament [24]) vertreten hat, identifizieren dürfen. Wetter weist dabei auch hin auf die Bedeutung des „hieratischen Stils“, der Kultsprache für das Verständnis des Neuen Testaments. Paulus hat sein Verständnis der urchristlichen Geschichte in der Kultsprache der hellenistischen Welt zum Ausdruck gebracht. Aber er hat damit nur dieser Geschichte zu dem zeitentsprechenden geistigen Ausdruck verholfen. Er bleibt damit auf dem Boden des echten Christentums stehen, selbst wenn er diese Kultsprache auch als Ausdruck der christlichen Ethik benutzt. Hier bedarf meines Erachtens auch Wetters weitgefaßter Kultbegriff noch einer Ergänzung. Das Urchristentum, auch Jesus selbst kennt keine gesonderte Ethik. Das ethische Verhalten des Menschen ist Gottesdienst. In der Sphäre Christi kann es gar nichts Anderes geben als Nachahmung Christi. Dieser Begriff der Nachahmung aber ist nichts Anderes als der kultische Terminus für den evangelischen Begriff der Nachfolge, die ja Kreuzesnachfolge ist. Die radikale Forderung Jesu an seine Jünger ist kein ethisches Gebot, sondern die Mahnung, daß sie, wie er selber, in ihrem Leben den wesentlichen Gegensatz von Gottesreich und Weltreich darstellen sollen. So wird die Kreuzestatsache das konstitutive Ereignis der christlichen Religion. Die Nachfolge Jesu ist die darstellende Verkündung seines Todes, sei es in dem Vollzug der Sakramente, sei es in der radikalen sittlichen Haltung oder der unmittelbar damit verknüpften Leidensnachfolge. Paulus stellt in diesem Sinn das Kreuz Christi in den Mittelpunkt seiner Predigt; damit ist er ein echter Jünger Jesu.

9. Radikale Theologie und radikale Frömmigkeit

So ergibt sich von selbst die Auflösung des Gegensatzes Jesus und Paulus. Religionsgeschichtlich handelt es sich dabei um eine Zurücktragung des Problems der Hellenisierung der alttestamentlichen Religion in die vorchristliche Zeit [25]). Darauf weisen eine Reihe neuerer Arbeiten über das Spätjudentum, dessen vorwärtsstrebender, entwicklungskräftiger Teil in der Auseinandersetzung mit dem Hellenismus stand [26]). Noch sind die Dinge nicht spruchreif. Es bedarf vor allem einer eingehenden Durchforschung des griechischen Alten Testaments unter diesem Gesichtspunkt. Vorläufig werden wir nur von Hypothesen reden dürfen, denen einerseits die Einheitlichkeit des entstehenden Geschichtsbildes Bedeutung verleiht, andererseits die praktische Wirkungskraft dieser Auffassung neutestamentlicher Frömmigkeit in der Gegenwart. Die sogenannte neumarcionitische Richtung derer um Karl Barth bedeutet tatsächlich eine Repristinierung dieser radikalen Einstellung Jesu selbst, wie sie eine Erneuerung

[22]) Göttingen 1922.

[23]) Eucharisterion für H. Gunkel, 1923, 2. Teil, S. 50—134. Auch als Sondruck erschienen.

[24]) Det urkristna Gudstjänstlivet och Nya Testamentet, Stockholm 1923.

[25]) Damit ist als richtig anerkannt, daß die religiösen Ausdrucksformen der christlichen Religion vorchristlich sind. Aber nur wer diese Formen mit dem Inhalt verwechselt, kann von hier aus zu einer Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu kommen. Auch die Hypothese von Nielsen in seinem Werk „Der dreieinige Gott in religionshistorischer Beleuchtung“, Berlin 1923, daß die ethische Predigt Jesu in einen syrischen Kyroskult aufgenommen und so das Christentum entstanden sei, berücksichtigt die aus seinem prophetisch-messianischen Selbstbewußtsein folgende kultische Stellung des geschichtlichen Jesus nicht.

[26]) Vgl. G. F. Moore, Christian Writers on Judaism, Harv. Theol. Rev. 1921, S. 197—254, dazu Baudissin, Th. L. Z. 1923, Sp. 241 ff. und Greßmann, Theol. Bll. 1923, 144 ff.

des reformatorischen Radikalismus ist[27]). Religion und Kirche sind allerdings auf dem Boden einer solchen Einstellung nicht möglich. Wenn trotzdem christliche Religion und christliche Kirche entstanden sind, bestehen und bestehen müssen, so bedeutet das die Verweltlichung des Evangeliums, sein Eingehen in die Kultur. Aber die radikale Forderung der Bergpredigt, die eschatologische Reichsgottespredigt Jesu stellt sich dieser Verweltlichung immer wieder entgegen. Aufgabe der Theologie wird es sein, dieses kritische Element der evangelischen Überlieferung als das dem Christentum Eigentümliche in der evangelischen Tradition immer wieder zur Geltung zu bringen. Dazu hilft nicht ein pragmatisches Leben Jesu, sondern die Befreiung der evangelischen Tradition von aller Psychologisierung und Historisierung, die ja im Augenblick ihrer Entstehung begonnen haben. Die Leben-Jesu-Forschung soll nicht die Verweltlichung der Jesus-Tradition fortsetzen, die in den Evangelien begonnen ist, sondern soll den „göttlichen" Inhalt in der menschlichen Form wiederfinden. Darin liegt die Forderung einer radikalen Kritik, aber einer Kritik, die sich auch wendet gegen die apriorische weltanschauungsmäßige Bindung der Forschung durch kirchliche, sei es konservative, sei es liberale Rücksichten[28]). Der Jesus, den die Wissenschaft in den Evangelien findet, steht aller menschlichen Kultur, auch Religion und Kirche kritisch gegenüber. Das ist eine religionsgeschichtliche Erkenntnis, die Religion und Kirche zwar nicht aufhebt, aber ihnen doch endgültig die rein formale Bedeutung zuweist, die sie in der Geschichte der menschlichen Frömmigkeit haben[29]).

Charlottenburg Georg Bertram

Herrmanns Dogmatik

§ 49. Die Auferweckung Jesu

Die Erscheinungen Jesu vor den Jüngern nach seinem Tode sind uns zuerst sicher 1. Kor. 15 bezeugt. Danach ist die historische Zuverlässigkeit des in den Evangelien Berichteten zu ermessen. Aus diesen Erzählungen ist nicht mehr das im Anfang Geschehene sicher zu erkennen, wohl aber der Wert, den jene Erscheinungen, von denen Paulus berichtet, für die ersten Jünger hatten. Erst dadurch, daß ihnen der Gekreuzigte als gegenwärtig lebendig erschien, ist ihnen tatsächlich sein Tod eine Erlösung geworden. Nun war doch schon vorher in ihnen das Vertrauen geschaffen, daß Jesus ihr Erlöser sei. Man darf also nicht sagen, daß ihr Glaube erst in diesen Erscheinungen seinen Grund gefunden habe. Wohl aber ist deutlich, daß ihr Glaube dadurch vor dem Untergange bewahrt wurde.

Nach dem Neuen Testament ist der auferweckte Christus niemals anderen Menschen erschienen als solchen, die bereits durch unauslöschliche Erinnerung an ihn gefesselt waren. Diese Jünger aber haben sich nachträglich sagen müssen, daß sie auch ohne jene Erscheinungen aus dem, was sie vorher empfangen haben, die Gewißheit hätten annehmen sollen, daß für Jesus sein Tod die Vollendung, aber nicht die Vernichtung seines Gehorsams, und insofern ein Sieg war (Luk. 24, 25—26; Joh. 20, 29; Phil. 2, 8). Aber tatsächlich ist doch bei ihnen erst unter dem Eindruck dieser wunderbaren Vorgänge der Gedanke, den sie schon vorher gehabt hatten, wieder mächtig geworden, daß nämlich der Mensch, der ihnen der Bürge für die Liebe Gottes geworden war, nicht als in der Welt untergehend gedacht werden konnte und daß nichts sie von ihm scheiden könne (Joh. 10, 28 ff.).

Ebenso ist es bei uns. Die Gewißheit, daß Jesus lebt und nicht von uns geschieden ist, wird uns nicht erst durch einen Bericht über solche Ereignisse begründet. Denn sie liegt bereits, wenn auch unentwickelt, in dem Glauben, der durch die Macht der Person Jesu, unter deren Eindruck wir selbst stehen, in uns geschaffen und erhalten wird. Für einen starken Glauben würde es freilich selbstverständlich sein, daß Jesus nicht im Tode vergangen und von uns geschieden sein kann. Aber was bei den ersten Jüngern stattfand, beobachten wir auch bei uns. Sie bedurften der Hilfe durch die Erscheinungen, die sie sahen. Uns ist zwar diese Erfahrung nicht gegeben. Aber wir haben eine göttliche Hilfe durch die Tatsache, daß die christliche Gemeinde in solcher Weise entstanden ist. Denn unser Glaube erkennt daraus, daß Gott die Ereignisse hat geschehen lassen, die geschehen mußten, wenn es auch für uns möglich werden sollte, Jesus kennen zu lernen und dadurch seine Erlösermacht zu erfahren. Unser Glaube kann erst dann seine volle Stärke haben, wenn in unserem eigenen Herzen das Vertrauen entsteht, daß Jesus nicht zu den Toten gehört, sondern in der Kraft Gottes lebendig ist (Röm. 10, 9). Auch unsere Zuversicht, daß Gott uns selbst nicht im Tode vergehen läßt, wird dadurch gestärkt, daß wir aus dem, was die Kraft der Person Jesu an uns wirkt, den Gedanken entstehen sehen, daß er lebt. Eine solche Zuversicht könnte aber nicht in unserem eigenen Herzen aufkommen, wenn wir Jesus nicht kennen lernten und seine Macht nicht erfahren würden. Deshalb haben die Ereignisse, durch die der Glaube der ersten Jünger vor dem Untergange bewahrt wurde, für alle Zeiten eine unvergängliche Bedeutung. Wären sie nicht geschehen, so wäre uns das Zeugnis der ältesten Gemeinden von dem Erdenleben Jesu nicht geschenkt. Wird uns also das darin erfaßte Bild Jesu das Mittel unserer Rettung, so sehen wir auch in den Vorgängen, an denen sich die Jünger nach dem Tode Jesu aufrichteten, Werke Gottes zu unserem Heil. Das ist also der Inhalt der Osterbotschaft, der uns als eine unseren Glauben begründende Tatsache gewiß werden kann. Denn das allein steht vor uns als ein von uns selbst Erlebtes. Was dagegen die ersten Jünger damals erlebt haben, ist uns selbst nicht geschenkt und kann uns durch keinen historischen Beweis völlig gewiß gemacht werden. Das kann also in der christlichen Verkündigung nur so verwertet werden, daß die Gemeinde dadurch auf das hingewiesen wird, was allein Glauben in ihr schaffen kann. Sie muß sich entschlossen auf das zurückziehen, was als eine zweifellose Tatsache vor ihr selbst steht. Wenn wir das als Gottesgabe in uns aufnehmen, wird ein solcher wahrhaftiger Gehorsam des Glaubens uns dazu helfen, daß wir dann auch an den für den Historiker widerspruchsvollen und unklaren Berichten von den Erscheinungen des Auferstandenen und von seinem Verkehr mit den Jüngern reine Freude haben können. Es wird uns dann genug sein, daß in solcher Weise sich auf jeden Fall das Bild von jenen Vorgängen in den Menschen befestigt hat, die als die ersten Geschlechter einer neuen Menschheit von der Kraft der Person Jesu lebten. Daß uns das, was damals geschehen ist, nach Gottes Willen verschleiert bleibt, wird uns dann nicht mehr bedrücken.

[27]) Dieses historische Urteil darf nicht zu theologischen Trugschlüssen verleiten. So radikal Jesus und Luther in ihrer Kritik gegenüber der „Welt" waren, so unbefangen positiv standen sie doch auch wieder dieser gottgeschaffenen Welt gegenüber. Bei Barth ist der Radikalismus Ergebnis theologischer Reflexion, deshalb gänzlich ungehemmt, aber doch nur von theoretischer Bedeutung. Die theologische Wissenschaft, die Theologen brauchen solche Einstellung zur Selbstkritik. Die praktische Frömmigkeit ginge daran zu Grunde.

[28]) Jesus-Darstellungen, die ohne Rücksicht auf die kritischen Fragen der Wissenschaft das Wesentliche treffen, sind die Zündels, die 1883 zuerst erschienen, 1922 von Georg Merz neu herausgegeben wurde (doch vgl. dazu Bultmann, CW 1923, Sp. 556—558) und Schlatters Geschichte des Christus, Stuttgart 1920, der Jesus nicht als eine noch so hervorragende Persönlichkeit verstehen will, sondern in ihm den Träger des Christusamtes sieht. Vgl. meinen Aufsatz „Auf dem Wege zur Einheit" in Theol. Bll. 1922, Sp. 169 ff.

[29]) Inzwischen hat v. Dobschütz in der Ztschr. f. Theol. und Kirche, NF 5, 1924, Heft 1, S. 64—84 einen kritischen Bericht: „Der heutige Stand der Leben-Jesu-Forschung" veröffentlicht, der im wesentlichen die Durchschnittsmeinung der Forschung der Gegenwart feststellen und vertreten will.

§ 50. Der erhöhte Herr

Sind wir von Herzen, also auf Grund eigener Erfahrung davon überzeugt, daß Christus nicht im Tode geblieben sein kann, also gegenwärtig lebt, so haben wir auch den Gedanken ergriffen, daß Christus in seinem Berufe fortwirkt. Denn für den Erlöser würde es nicht Fortsetzung des Lebens bedeuten, sondern Verlust des Lebens, wenn er nicht mehr als Erlöser wirkte. Er kann nun freilich jetzt uns nicht mehr die Offenbarung Gottes bringen. Denn er selbst ist uns verborgen. Wir können uns also auch sein Fortwirken für uns nur so vorstellen, daß er als eine verborgene Macht der Erlösung unser Leben beeinflußt. Deshalb geht schließlich aus dem Glauben, den der geschichtliche Christus in uns schafft, der Gedanke hervor, daß er, um sein Werk an uns zu vollenden, jetzt verborgen in unseren Schicksalen herrscht, damit wir in ihnen seinen Trost reichlicher erfahren und entschlossener werden in seiner Nachfolge.

Wird es uns aber möglich, alles, was uns selbst widerfährt, als ein Werk der Liebe Jesu aufzunehmen, die sich uns in seinem geschichtlichen Leben offenbart, so hat Jesus eben damit die Herrschaft Gottes in uns begründet, die er als der Messias den Menschen bringen sollte. Wenn wir in allem, wovon wir abhängen, die Macht dieser uns erziehenden Liebe erfahren, so herrscht Gott so in uns, wie er herrschen will. Um uns den auf uns wirkenden Gott zu veranschaulichen, hat Jesus in seiner Verkündigung das Bild des Vaters gebraucht. Anschaulicher aber wird uns das Bild einer allmächtigen Liebe, wenn jetzt die Zuversicht in uns geschaffen wird, daß die gesamte Wirklichkeit, in der wir stehen, durch den Willen Jesu, uns nicht zu verlassen, gestaltet wird. Daß die Überzeugung von der Auferweckung Jesu wirklich in unserem Glauben lebt, zeigt sich uns selbst nicht in der Bereitwilligkeit, die neutestamentlichen Berichte von dem Verkehr der ersten Jünger mit dem Auferweckten als wirkliche Geschichte aufzunehmen, sondern darin, daß wir wirklich jetzt unsere eigenen Lebensführungen als sein Werk an uns erleben können.

In der Gewißheit, daß der Sinn und Wille der lebendigen Person Jesu in der unermeßlichen, uns umgebenden Wirklichkeit herrscht, erreicht unser Glaube seine Vollendung. Wir haben damit die Erlösung, die wir innerhalb der Schranken unserer irdischen Existenz erfahren können. Unser Glaube an den erhöhten Herrn ist also die Heilsvollendung des auf Erden lebenden Menschen. Darin empfangen wir von Christus nicht nur die Versöhnung mit dem in ihm uns offenbaren Gott, sondern auch die Gewißheit, daß er uns mit verborgenen Kräften der Erlösung umgibt, und endlich die klare Anschauung von dem Jenseits, in dem unser ewiges Ziel liegt. Darüber hinaus können wir nur noch warten auf die Erlösung unsers Leibes, d. h. darauf, daß die Bedingungen unserer Existenz verwandelt werden, so, daß der Glaube derer, die überwinden, übergeht in das Schauen von Menschen, die überwunden haben. Wilhelm Herrmann †

Sozialer Kapitalismus?

Wie eine Flut schwellen die Broschüren und Zeitungsartikel an, welche das Ende des Sozialismus konstatieren. Darunter sind solche, die ihre Schadenfreude nur schwer verbergen und, ohne die Problematik des richtigen Wirtschaftens zu empfinden, aus Tendenz eine unverantwortliche Verherrlichung des Privatkapitalismus vertreten. Zu dieser Sorte von unerfreulicher Literatur gehört die Schrift Erich Foersters: Sozialer Kapitalismus (Sammlung Recht und Staat. J. C. B. Mohr, Tübingen 1924. 59 S. 1 Mark) nicht. Trotzdem sie eine Verteidigungsschrift des Kapitalismus ist, freilich nicht des Kapitalismus, wie er ist, sondern wie er sein sollte.

1

Für Foerster, der als weltoffener und weltkundiger Mann die schwerwiegende Wichtigkeit der Wirtschaft in ihrem Verhältnis zur Tatsache des christlichen Glaubens immer empfunden hatte, gereichten die Wirtschaftsereignisse der letzten Jahre zum Ansporn, sich noch einmal gründlich mit dieser Frage zu beschäftigen. Das Ergebnis dieser aus persönlicher Not geleisteten Arbeit liegt in genannter Schrift vor. Zwei Tatsachen sind es, von denen er ausgeht. Einmal die heftigen Anklagen gegen den Kapitalismus als einer ethisch unzulänglichen Wirtschaftsform, die ihn zu fragen bestimmen, ob sie zu Recht bestehen. Er meint, vor einer leichtsinnigen Außerachtsetzung unverrückbarer Wirtschaftsgesetze sich und Andere warnen zu müssen. Die andere Tatsache sieht er darin, daß der Kapitalismus sich heute als unentbehrlich erwiesen habe und nicht mehr als Angeklagter vor seiner Hinrichtung stehe, sondern sich mit gewaltiger Kraft entfalte. Was ihn aber die Gefährlichkeit dieses Wirtschaftssystems einsehen und nach einer Eindämmung seiner Auswüchse fragen läßt. Er geht unter der Voraussetzung an seine Arbeit, daß es ein für alle Zeit feststehendes Wirtschaftssystem nicht gebe, sondern die Frage immer lauten müsse: Was erfordert das wirtschaftliche Handeln auf Grund der christlichen Nächstenliebe von mir heute in der gegebenen Sachlage? welche Frage ganz unvoreingenommen zu beantworten sei. Und in der Tat sind hier ganz richtig zwei Grundmomente unseres sittlichen Handelns bestimmt: das christliche Gebot der Nächstenliebe und die bestehenden Verhältnisse, welch letztere bei ihrer Berücksichtigung allein in der Lage sind, vor verderblichem Doktrinarismus zu bewahren. Der Verfasser leistet seine Arbeit unter der weiteren Voraussetzung, daß es im „geist-leiblichen Wesen" des Menschen begründete „Gesetze der wirtschaftlichen Betätigung gebe, mit denen sich in Widerspruch zu setzen notwendig zum Schaden führen müsse".

Der Zentralgedanke der Schrift liegt in Folgendem: In der Wirtschaft handle es sich, was mit Recht betont wird, nicht nur um Deckung der gegenwärtigen, sondern auch um eine Sicherung gegen zukünftige Bedürfnisse. Und das sei nicht möglich, ohne den Arbeitsertrag zu spalten, einen Teil davon „abzuköpfen, Kapital zu bilden, Währendes zu schaffen, zu wirtschaften". Nur dadurch sei es möglich, die Lebenshaltung vor Verkommen und Versinken zu bewahren. „In diesem allgemeinen Sinn ist alles Wirtschaften kapitalistisch. Wirtschaften heißt Kapital bilden, einen Teil des Arbeitsertrages in Besitz verwandeln." Ja, nicht die augenblickliche Bedürfnisbefriedigung, sondern dieser Ertragsüberschuß ist das eigentliche Ziel des Wirtschaftens; Kapitalismus sei so nicht Bedarfs-, sondern Erwerbswirtschaft, eine möglichst intensive Sicherung der wirtschaftlichen Zukunft. Diese Bestimmung des Zieles der Wirtschaft geschieht in bewußter Polemik gegen eine Wirtschaftsauffassung, die das Recht auf den „vollen Arbeitsertrag" verfechte in dem Sinne, daß die erarbeiteten Werte den Arbeitenden sofort zuflössen und von ihnen verzehrt würden. Ich wüßte zwar keine ernsthaften Vertreter dieses Wirtschaftsunsinnes; und der Verfasser sagt selbst, daß die wissenschaftlich gebildeten Sozialisten ebenfalls von der Notwendigkeit der Abköpfung eines Teils des Arbeitsertrages überzeugt seien. Nur die volkstümliche Agitation bediene sich zuweilen dieser primitiven Auffassung.

Für den Verfasser ist es nun selbstverständlich, daß dieser Zweck nur erreicht wird bei schärfster Durchrationalisierung des Wirtschaftsapparates und — was noch wichtiger für ihn ist — auf privatwirtschaftlicher Grundlage; denn nur ein freies Unternehmertum bringe die Tatkraft, die Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit für eine höchstintensivierte Bewirtschaftung auf. Gleichzeitig aber ist sich der Verfasser der darin liegenden Gefahren voll bewußt. Dieses System gilt ihm als höchst

vorteilhaft zur Erzielung des Überschusses, bietet aber keine Sicherheit für dessen richtige Verwendung. Eine solche geschähe dann, wenn das Unternehmertum den abgeköpften Teil des Arbeitsertrags restlos in den Dienst erneuten Wirtschaftens, d. h. erneuten Ertragsüberschusses stellte „noch unter Hinzufügung eines entsprechenden Anteiles seines eigenen Arbeitsertrages". Aber dafür bietet es keine Sicherheit, hat vielfach diese seine Aufgabe nicht erfüllt. Hier liegen die Mängel des privatkapitalistischen Systems. Daher ist an diesem Punkte von irgendwoher in den Wirtschaftsprozeß einzugreifen. Und zwar genügen hier, so sehr sie nicht verachtet werden dürfen, moralische Appelle nicht; es gibt nach des Verfassers Meinung nur ein Mittel, um regulierend auf die Verwendung des Ertragsüberschusses zu wirken: den starken Staat. Er bestimmt das Maß der Gegenwartsbedürfnisse, ist der Richter in der Entscheidung darüber, was wirkliches Bedürfnis und was Luxus ist; er kann die Produktion nach einer Richtung lenken, welche dem Augenblick der wirtschaftlichen Lage angemessen ist; er kann vor allem, und das ist das Wichtigste, zu einer richtigen Verwendung des Arbeitsertrages zwingen und so durch indirekte Mittel über ihn verfügen. Aber nur der starke Staat ist dazu imstande, und das kann nicht der demokratische sein, der mit den Vertretern verschiedener Interessengruppen an seiner Spitze nie zur Bändigung des Kapitalismus kräftig genug sein wird, da er, selber in Interessenrichtungen zersplittert, zu sehr mit in die Sache verstrickt ist. Stark ist nur der Obrigkeitsstaat. Foerster zieht ganz lutherisch hier den Ausdruck „Obrigkeit" dem Begriffe „Staat" vor; allerdings läßt er uns im Unklaren darüber, wie er nun seinerseits sich die Obrigkeit zu Stande gekommen denkt.

Dieses eben gezeichnete Wirtschaftsbild nennt Foerster „Sozialen Kapitalismus". Ziel der Wirtschaft Kapitalbildung, diese nur möglich bei starker Rationalisierung und Unternehmerfreiheit, Verwendung des Kapitals unter dem Zwang des starken Staates in sozialem Interesse, d. h. für erneute Kapitalbildung. Privatkapitalismus beim Erwerb, staatssozialer Eingriff bei Verwendung des Ertrages. Das ist staatssoziale Anschauung, ist Wirtschaftspolitik, aber zuletzt gelenkt und begrenzt von einer sozialpolitischen Macht. Eine Anschauung, wie vom Verfasser selbst erwähnt, Naumannschen und Schmollerschen Gepräges, die in ihren Wurzeln in Deutschland auf die Bismarcksche Ära zurückgeht und ihre ersten Blüten in den neunziger Jahren erlebte. Sie ist Korrektur des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses vom Staate her, nur unter Ablehnung des Naumannschen Demokratismus.

Die letzten Abschnitte führen das Wirtschaften im Allgemeinen und das kapitalistische Wirtschaften im Besonderen auf die Not zurück, welche entsteht durch Kärglichkeit des Bodens, auf dem wir leben, und die Überfülle der Bevölkerung. Wir müssen wirtschaften auf kapitalistische Weise, aber dies Müssen wird für den Christen ein göttliches Sollen; denn so ist die Welt, so will sie Gott. So ist kapitalistisches Wirtschaften eine Tat der christlichen Nächstenliebe, weil ein anderes mit ähnlich starken Aussichten auf Erfolg nicht möglich ist.

2

Was die Schrift auszeichnet, das ist ein ehrliches Ringen um die in der Sache gelegenen Probleme, ein ängstliches Vermeiden von Illusion und Sentimentalität, ein durchgreifender Wirklichkeitssinn. Sie ist in der Auseinandersetzung mit zwei nicht direkt genannten Gegnern geschrieben: mit dem Sozialismus und dem absoluten Liberalismus. Dem ersteren setzt er die kapitalistische Produktionsweise, dem zweiten den Staatseingriff entgegen. Da ich mich auch als Gegner der hemmungslos freien Unternehmerwirtschaft weiß, setze ich mich nur mit dem ersteren Gegensatz: Kapitalismus — Sozialismus auseinander; denn das ist schließlich doch der ernstere und eigentlich problematische.

Wenn nun Foerster so großen Wert auf die Feststellung legt, daß dem Arbeitsertrag ein Teil zum Zwecke der Verbesserung und Sicherstellung künftigen Ertrages „abgeköpft" werden müsse — dies geradezu der Kerngedanke der Schrift —, so ist das bei allen Wirtschaftsanschauungen, auch den sozialistischen, eine Selbstverständlichkeit und bedürfte dieser starken Betonung nicht. Hier mit einer Polemik einzusetzen, heißt gegen Gespenster fechten; denn nirgends, auch nicht in der sozialistischen Agitation, denkt man daran, den ganzen Arbeitsertrag dem Arbeiter zu sofortigem Verbrauch zur Verfügung zu stellen; der Unsinn eines solchen Verfahrens liegt auf der Hand. Kapitalismus in diesem engen Sinne vertritt auch der Sozialismus *). Um was es sich handelt, ist nicht, daß der ganze Arbeitsertrag sofort dem Arbeitenden überwiesen werde, sondern dieser als Produktionsmittel auch in der Zukunft schließlich den Arbeitenden im weitesten Sinne des Wortes, auch den Unternehmern, den Gelehrten, den Künstlern zu gute komme, daß es also wirklich seinem Zweck, dem erneuter Produktion zugeführt und sein Ertrag nach dem Maß der Verantwortung und Arbeitsleistung verteilt werde. Statt dessen aber wird das aus dem Schweiß der Schaffenden gebildete Kapital, diese abgesparte und aufgespeicherte Arbeitsleistung, Spekulationsobjekt, gewinnt und verliert an Wert, wird hin- und hergeschoben. So allein entstehen durch die Herrschaft und den Besitz des Kapitals Gewinne, Macht und Genußmöglichkeiten, die zu der wirklichen Kapitalverteilungsarbeit — die an sich notwendig ist — in gar keinem Verhältnis stehen. Wenn man von Kapitalismus im ominösen Wortsinn spricht, meint man nicht die Notwendigkeit von Kapitalsbildung zu künftigen Produktionszwecken, sondern eine Wirtschaftsweise, in welcher das Kapital eine selbständige Macht bildet, die Produktion von sich abhängig macht, statt ihr zu dienen. Man lese die Erinnerungen des alten Harkort (aus den vierziger Jahren) und Henry Fords (aus neuester Zeit), um zu erkennen, wie feindlich und hemmend Kapitalsinteressen dem eigentlichen Erfinder- und Unternehmergeist sein können. Und es ist sehr fraglich, ob es sich heute noch um den im Veralten begriffenen Gegensatz von Unternehmern und Arbeitern handelt, ob nicht vielmehr um den Gegensatz zwischen Kapitalisten und Arbeitenden im weiteren Sinne des Wortes; denn auch der Unternehmer als Arbeiter ist abhängig vom Kapital. In den seltensten Fällen kann er heute gleichzeitig als der Eigentümer seines Unternehmens gelten, weil dieses in Form der Aktie vom Betrieb ablösbar ist und irgendwelchen Leuten gehört, die er gar nicht kennt, und täglich, ja stündlich seinen Besitzer wechseln kann. Nicht in der Kapitalsbildung zu späteren Produktionszwecken, sondern in der Verselbständigung des Kapitals, das arbeitslose Gewinne abwirft, liegt der Wirtschaftsunsinn der Wirtschaftsform, die man „Kapitalismus" nennt. Aristoteles hat recht, wenn er und nach ihm das Mittelalter samt Luther, gesagt hat:

*) Eine Verteilung des „unverkürzten" Arbeitsertrags hatte allerdings unter Lassalles Einfluß das Gothaer Programm der Deutschen Arbeiterpartei gefordert. Dagegen wendet sich aber Karl Marx mit aller Schärfe. Vom vollen Arbeitsertrag sei abzuziehen 1. Deckung zum Ersatz für verbrauchte Produktionsmittel, 2. Zusätzlicher Teil für Ausdehnung der Produktion, 3. Reserve- und Assekuranzfonds gegen Mißfälle, Störungen durch Naturereignisse usw. Das alles abzuziehen zum Zwecke der Sicherstellung und Erhöhung der Produktion. Weiter aber ist für allgemeine Konsumption abzuziehen: 1. die allgemeinen, nicht zur Produktion gehörigen Verwaltungskosten, 2. was zur gemeinschaftlichen Befriedigung von Bedürfnissen bestimmt ist, wie Schulen, Gesundheitsvorrichtungen usw., 3. Fonds für Arbeitsunfähige usw., kurz für das, was heute zur sogenannten offiziellen Armenpflege gehört. — Was übrig bleibt, kann erst als Konsumptionsmittel an die individuellen Produzenten der Genossenschaft verteilt werden. Vgl. Karl Marx: Randglossen zum Programm der Deutschen Arbeiterpartei. Herausgegeben von Karl Korsch, Viva-Verlag, Berlin SW 61, 1922.

Pecunia pecuniam parere non potest; Geld kann Geld erzeugen nur in Verbindung mit Arbeit, und dafür bietet der Kapitalismus keine Gewähr.

Nicht Kapitalsbildung, sondern Autonomisierung des Kapitals ist vom Übel; es wird eine selbständige Größe. Es wird immer die größere Macht über den Wirtschaftsprozeß haben als die Arbeitskraft. Denn diese kann nur arbeiten, wenn ihr die Produktionsmittel zur Verfügung stehen. Sie ist abhängig vom Kapital auch insofern, als der Kapitalsbesitz eher ohne Arbeit existieren und leben kann als die Arbeitskraft, die von Woche zu Woche auf ihren Verdienst angewiesen ist, die nichts abwirft, wenn sie sich nicht regt, die es sich nicht leisten kann, auch nur kurze Zeit von der Substanz zu zehren. Und diese Macht wird — das ist ganz menschlich — um ihrer selbst willen gepflegt und gesteigert, sie folgt ihren eigenen Vermehrungs- und Expansionstendenzen. Sie frägt nicht mehr nach der Produktionswirtschaft, sondern nach ihrem eigenen Gedeihen. Das Kapital, also die nicht produktiv arbeitenden Besitzenden, bestimmt, ob und wieviel produziert wird; und der Maßstab ist nicht der Bedarf der Allgemeinheit, sondern das Kapitalsinteresse. Welche unheilvolle Rolle es spielt in der Alkoholfrage, in der Innen- und Außenpolitik, in der Presse, im Gesellschaftsverkehr, das sei nur angedeutet.

Nun sind diese Dinge dem Verfasser nicht unbekannt, aber er stellt sie nicht mit voller Schärfe und in ganzer Tragweite heraus. Er sieht die schweren Mängel, welche die freiwirtschaftliche Kapitalsbildung zur Folge hat, nicht im vollen Lichte. Aber soweit er sie sieht, erhofft er eine Heilung dieser Mißstände durch die Eingriffe eines starken Staates. Ist aber der Staat dazu überhaupt in der Lage? Er ist ja selbst ein Betrieb, ist selbst Unternehmer und vom Kapital abhängig. Wenn überhaupt, so ist er nur zu einem sehr kleinen Teil in der Lage, bei freier Produktionswirtschaft die Kapitalverwertung zu überwachen. Karl V. und Philipp II. von Spanien konnten ihre Kriege nur mit Unterstützung des damaligen Weltkapitals führen, allerdings mit dem Resultat der Aufzehrung der Anfang des 16. Jahrhunderts aufgestapelten Wertmengen und Bankerottisierung der Geldinstitute Ende desselben Jahrhunderts. Und die merkantilistischen Fürstenhöfe in Frankreich, Preußen und sonstigen deutschen Ländern konnten ohne das Privatkapital nicht bestehen, wobei sie nicht selten von zweifelhaften Abenteurern und Hochstaplern ausgenützt wurden. Im Liberalismus verlor der Staat gänzlich die Herrschaft über das Kapital, auch im Zeitalter Bismarcks und Wilhelms II.; auch dieser „starke" Staat war auf die privaten Finanzkreise angewiesen, ganz besonders bei Beginn und im Verlauf des Krieges. Durch soziale Gesetzgebung geschah einige Einwirkung auf eine Vermenschlichung des Produktionsprozesses, die übrigens viel wirksamer die Gewerkschaften durchsetzten; aber von einer Herrschaft über das Kapital oder wesentlichen Beeinflussung der Kapitalsverwendung kann man auch unter dem starken Deutschland nicht reden. Die „Obrigkeit" war ja selbst auf das engste an das Kapital „versklavt". Die Macht des Staates scheitert übrigens schon beim Allernotwendigsten: bei der Steuererhebung. Es ist bis jetzt noch kein Steuersystem erfunden, das die Umlegung fast sämtlicher Lasten auf die Verbraucher verhindern könnte. Ferner ist eine staatliche Kontrolle der verwickelten Bilanzen großer Betriebe bei einigermaßen geschickter Verschleierung unmöglich; gänzlich aussichtslos ist die vollständige Erfassung von Börsen- und Spekulationsgewinnen, die im Hin- und Herschieben von variablen Wertpapieren gemacht werden. Den von den Betrieben gehaltenen Heeren von Rechtsanwälten zwecks Steuerentlastung sind die staatlichen Steuerinstitute nicht gewachsen. Hier gibt es Grenzen der Staatsmacht, die deutlich und empfindlich spürbar sind. Der Staat, für den diese Grenzen nicht existieren, muß erst noch erfunden werden.

Nun meint der Verfasser, ein demokratischer Staat könne die Aufgabe der Beherrschung des Kapitals nicht erfüllen. Er sagt nicht, welcher Staat es können wird. Vielleicht ein diktatorisch-monarchischer? Wer aber bürgt in einem solchen für Gerechtigkeit? Ist nicht der Diktator und Monarch samt seinem von ihm ausgewählten Militär- und Beamtenstab selbst Angehöriger einer bestimmten Klasse mit ihren eigenen Interessen? Wird seine Wirtschaftspolitik nicht einseitig sein müssen, wie wir dafür in der Tat Beispiele genug haben, auch im starken Preußen, vom engen Ständestaat Friedrichs des Großen über die zurückgeschraubten Steinschen Reformen bis zum Dreiklassenwahlrecht? Gerade das starke Preußen und sein Steuersystem ist kein Argument für Foersters These. Es ist als Obrigkeitsstaat Klassenstaat gewesen und hat das ständische Element nie abgestreift, nur daß in die herrschenden Stände neben dem Adel der bürgerliche Hochkapitalismus mit einbezogen war. Oder sollte ein monarchischer Diktator mehr Verantwortung als eine Regierung von gewählten Männern haben? Bei beiden hängt sie von den jeweiligen Personen ab, und da liegt vernünftigerweise die Meinung nahe, daß für einen Ausgleich der Interessen im wahl-demokratischen Regierungssystem mehr Aussichten bestehen als im monarchischen, in welch letzterem der Zufall der Geburt allein ausschlaggebend ist. Und wenn heute die demokratische Regierung wirklich geringere Machtmöglichkeiten haben sollte, so kommt das von einer mit der Revolution einsetzenden, systematischen Untergrabung der Regierungsautorität von Seiten der abgesetzten verärgerten Klassen, an der sich die kapitalistische Presse hervorragend beteiligt hat. Aber ob monarchisch oder demokratisch, in beiden Fällen hat der Staat die Macht nicht, ein im Privaterwerb groß gewordenes Kapital zu meistern.

Und da erhebt sich in der Tat die Frage, ob es überhaupt anders gemeistert werden kann als so, daß man es schon im Produktionsprozeß erfaßt. Muß man das wilde Tier erst auswachsen lassen, um es zu bändigen? Nimmt man es nicht besser nach seiner Geburt gleich in Zucht? Der abgeköpfte Arbeitsertrag sollte überhaupt nicht in Privathände kommen, überhaupt nicht autonomisiert werden, überhaupt nicht als Spekulationsobjekt verschiebbar sein können. Foerster ist — ein von ihm axiomatisch hingenommener Satz — für die Freiheit des Unternehmertums, dessen Arbeitsmotiv aber gerade die Erwerbsmöglichkeit von autonomem Kapitalbesitz ist. Wird es weiterhin energisch produzieren, wenn die Staatsgewalt ihm diesen Erwerb beschneidet und seiner Willensbestimmung entzieht? Oder sollte ihm der Betrug einer Scheinfreiheit des Unternehmertums gelingen, ein Zustand, wie ihn heute zu bezeichnen naheliegen könnte? Hat der staatssoziale Gedanke nicht dieselben unheilvollen Konsequenzen für die Produktion wie der sozialistische? Nur daß der sozialistische tiefer griffe und von vornherein das sich bildende Kapital der privaten Willkür entzöge, so daß es zur Verselbständigung keine Möglichkeit hat. Auch so bleiben der Fragen freilich sehr viele, wie es der Sozialismus zu einer einheitlichen, sofort praktisch brauchbaren Wirtschaftssystematik noch nicht gebracht hat. An ihm rastlos zu arbeiten, ist wertvoller, als sich mit der Tatsache des privatkapitalistischen Erwerbes so schlechtweg abzufinden, wie es in dieser Schrift geschieht.

Die Arbeit Foersters ist sehr reich an Anregungen und Problemen. Noch einige Einzelheiten würden zum Widerspruch herausfordern. So die Behauptung des Wirtschaftens aus „Not". Man hat nicht immer aus Not gewirtschaftet. Zu bestimmten Zeiten taten es bestimmte Klassen zwecks Erwerbs von Kapital für sich selbst, zwecks Vermehrung des eigenen Vermögensüberschusses und erhöhter Luxusmöglichkeit über die „Not" hinaus. Der Begriff der Erwerbswirtschaft kann mit Leichtigkeit in Bereicherungswirtschaft umgebogen werden. Sie muß im

Grunde doch Bedarfswirtschaft bleiben und hat nur als solche ein Recht auf Auswirkung: Bedarfswirtschaft, die freilich auch den künftigen Bedarf erwägt, aber immerhin den Bedarf, nicht die Befriedigung des Verlangens nach Mehr.

Foersters Ehrenrettung des Kapitalismus als eines sozialen trägt den Charakter des Kompromisses, der Halbheit, des Sowohl-alsauch; er muß das, weil er mit der Wirklichkeit rechnet. Man wird das immer müssen, wenn praktische Wirtschaftspolitik getrieben werden soll. Und es kann sein, daß die Halbheit des staatssozialen Kapitalismus vielleicht die einzige nur sehr beschränkte Möglichkeit des Wirtschaftens von heute ist. Mit dem Sozialismus hat er Wichtiges gemein: 1. die Forderung höchster Durchrationalisierung des Produktionsprozesses; 2. die Notwendigkeit einer Zurücklegung des Arbeitsertrages zur Sicherung und Verbesserung künftiger Produktion; 3. die Verhütung des Mißbrauchs des Zurückgelegten. Aber im Wege zur Erfüllung dieser Forderungen ist der Sozialismus radikal, indem er die Bildung des Kapitals schon in seinen Anfängen überwacht und es als Produktionsmittel unter Produktionsmitteln in den Besitz der Gesellschaft überführt. Und es ist sehr fraglich, ob nicht hier das radikale Mittel das einzig wirksame und mögliche ist.

Aber selbst die praktische Unmöglichkeit des reinen Sozialismus für die heutige Lage zugegeben, sind doch zwei Feststellungen zu machen. Einmal, daß der Kapitalismus als privatwirtschaftliches System nicht beruht auf dem Gefühl der Wirtschaftsverantwortung für die Gesamtheit, sondern auf dem Bestreben nach persönlichem Profit; der Erwerb von Kapitalmassen für eigenen Bedarf ist Endziel der privatkapitalistischen Wirtschaft. Die Triebfeder ist der egoistische, nie zufriedene, immer weitere Expansion fordernde Kapitalerwerb. Diese Tatsache ist nicht zu verkennen, und auf sie muß immer wieder hingewiesen werden, energischer als Foerster es getan hat; denn sie macht die privatkapitalistische Wirtschaft, falls sie wirklich die einzig mögliche sein sollte, immer zu einem zu überwindenden Notbehelf, der nur solange und deshalb anerkannt werden darf, als der wirtschaftende Mensch zu einer Verantwortung für den Gesamtwirtschaftsprozeß nicht fähig ist. Diese Form der Wirtschaft ist unethisch, meinetwegen aus Not. Und das muß gesagt werden. Ferner ist angesichts solcher Schriften, die heute das Versagen der sozialistischen Wirtschaftsbestrebungen konstatieren, hervorzuheben, daß dieses Versagen nicht allein der Unfähigkeit der menschlichen Vernunft zu allumfassender Organisation zuzuschreiben ist, sondern auch dem bewußten Sich-Sträuben, dem bewußten Sabotieren und Untergraben sozialistischer Maßnahmen von Seiten der Kreise, die sich im kapitalistischen System wohlfühlen und genau wissen, warum sie ein anderes System nicht wollen.

Ich halte die menschliche Organisationskraft noch nicht für so mächtig, daß sie die Wirtschaft planmäßig rationalisieren könnte — dafür sind die Erfahrungen mit dem bolschewistischen Rußland lehrreich genug — aber ich glaube, es stünde besser um die wirtschaftliche Gerechtigkeit, besser um die zu überwindende wirtschaftliche „Not", wenn alle Wirtschaftenden, besonders die kapitalkräftigen Kreise eine solche wollten. Mangel an Können und vor allem Mangel an Willen hindern die ethische Wirtschaftsgestaltung.

Foersters staatssozialer Kapitalismus ist nur Notbehelf, wie der Kapitalismus auch, und darum, wenn er wirklich wäre, weiterhin zu überwinden. Übrigens ein Notbehelf, dessen Verwirklichung noch dazu höchst zweifelhaft ist; denn es scheint mir sehr fraglich, ob wir heute, so wenig wir die Kraft zur Sozialisierung, die Kraft zum sozialen Kapitalismus haben. Und wer weiß, ob nicht, wenn einmal eine neue Wirtschaftsgestaltung möglich sein wird, das Radikale stärker als das Halbe ist. Auf jeden Fall sollten wir, wenn es sich schon nur um Ziele handelt, diese möglichst weit stecken und, wenn wir schon zu Kompromissen gezwungen sind, die in ihnen steckende ethische Unzulänglichkeit auch klar beim Namen nennen und nicht die Augen durch vorschnelle religiöse Sanktionierungen umnebeln.

Marburg Georg Wünsch

Peter Hille

Die jüngste Dichtung ist voller Sehnsucht nach Gott: religiöse Klänge leben darin, zart und geheimnisvoll und wieder wild und titanisch stürmend. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Rilke, Stefan George, Werfel. Es ergreift, wie unsere Jüngsten hungern nach metaphysischer Tiefe. Lange vor der mystischen Hochflut von heute, die jetzt schon wieder abebbt, war Peter Hille Vertreter einer zarten, stillen, tiefen Mystik, viel zu wenig bekannt, aber einer, der etwas zu sagen hat, weil er der Natur so seltsam nahe steht, solch eine Kinderseele ist, wie Wenige sie sind, eine Kinderseele im Gottsuchen und Gotthaben.

Wer ist Peter Hille? Es ist charakteristisch für Peter Hille, daß er auf Papierschnitzeln, Zeitungsblättern, Zigarrentüten wirr durcheinander seine Manuskripte schrieb: Gedichte und Aphorismen, Romananfänge und dramatische Entwürfe. In Säcken schleppte er sie mit sich. Was von „Gesammelten Werken" erschien, ist wesentlich durch die Hilfe seiner Freunde aus diesen „Manuskriptsäcken" gerettet worden. Julius Hart hat das Werk des Dichters in einem schönen Band bei Schuster und Löffler-Berlin herausgebracht.

Peter Hilles Manuskriptsäcke, seine Art, Einfälle zu notieren, charakterisieren den Menschen und den Künstler. Ein fahrender Schüler, ein Bohemien im wahren Sinn des Wortes, einer, der oft des Nachts auf dem kalten Erdboden übernachtete, bald da bald dort auftauchte: in Rom und Amsterdam, in Berlin und an der Weser im Teutoburger Wald, immer unstet und flüchtig, zuletzt in Schlachtensee in der „Neuen Gemeinschaft" ein Unterkommen findend.

Wie der Mensch, so war der Künstler. „Wie im Traum wandelt seine Kunst unter den Dingen und Erscheinungen einher", sagt Julius Hart. „Sie verknüpft und entwickelt nicht viel. Sie blickt fast nur in sich und sieht kaum um sich. Ein Bild taucht auf und verschwindet wieder; ein anderes verdrängt es, und die Vorstellungen kommen oft und gehen wie Traumschatten und Gespenster, für die es keine Türen und Wände gibt." Ein chaotisches Wogen, ein Schillern und Flimmern in diesen Bruchstücken und Visionen, voll unmittelbarster Sinnlichkeit, voll Bild und Gestalt und formender Kraft, dann plötzlich ein Vages und Fließendes, ein Grenzenloses und Unbestimmtes, eine Ohnmacht der bildenden Kräfte. Seine Sprache kann von wundervollem Glanz und Süßigkeit sein. Hille macht förmlich Jagd auf das Wort. Er fängt in ihm das lebendige Leben ein und weiß im Aphorismus seinen Gedanken konzentrierteste Kraft zu geben.

Hille steht der Natur ganz wesenhaft nahe, in solcher unmittelbarer Empfindung, daß ihr Leben einfach überfließt in Hilles Dichtung. Man lese solche Gedichte wie „Nacht", „Waldstimme", „Waldnacht". Hille hört die leisesten Stimmen und sieht Gesichte, wie sie nur Böcklin sah. Kein Wunder, daß er ihm ein prächtiges Gedicht widmet, „Arnold Böcklin" überschrieben, daß er in den Gedichten „Seegesicht", „Schaumgeboren" uns Böcklinsche Visionen in staunender Kraft der Sprache vor die Seele zu zaubern weiß. Völlig naiv steht er der Natur gegenüber, mit ihr eins in traumhafter Versunkenheit, in allen Farben und Tönen der Natur ihre Seele suchend und findend. Schönheit ist ihm Alles, Harmonie die ganze Welt — wie er selber ohne Widersprüche ist, konfliktlos trotz aller Schwere seines Lebens. Die Schöpfung ist ihm ein Feiertag Gottes,

die naturhafte Sinnlichkeit Sprache einer Schönheit, die aus den Tiefen Gottes selber kommt. Alles Scheue, alles Zarte, alles Verschämte und Unaufgebrochene findet bei ihm eine Sprache. Keiner weiß schöner das Kind, das aufblühende Mädchen, die Frühlingswelt, das knospende Leben zu schildern wie er. Hille selbst war ein großes Kind, dem das Leben hart mitspielte und das doch wie „Hans im Glück", das Herz voll Seligkeiten und Träumen, durchs Leben ging. Denn „reiche Menschen, sagt er, haben den Himmel in sich und sehen so die Welt als Himmel. Wie es Andere gibt, die haben die Hölle in sich und sehen nun die ganze Welt als Hölle." Sein Lebensbekenntnis legt er ab am Schluß seines Romans „Die Hassenburg": „Mann sein heißt Geist sein. Stark muß er schon sein, alle Himmel müssen sich an ihm halten können. Und Wärme müssen sie haben, die Sonnensöhne, als Zeichen ihrer Herkunft; und alles, Leben und Tod, den Starken ist es Spiel. Welt ist Mut. Ich bin, also ist Schönheit." Hille lebte ganz in der inneren Welt, Herr und Besitzer ihrer Schönheiten. Darum konnte der Schwerkranke, als eine gütige Frau ihn kurz vor seinem Tode besuchte und ihm tröstend zusprach, sagen: „Einmal kann es mir im Leben doch auch wohl schlecht gehen."

Die Dichtung Hilles ist wie sein Leben: vegetative Hingabe ans Leben. Als Genießender geht er durch die Welt, im Genuß allen Zauber der Welt und des Lebens höchste und reinste Tugend wissend. Was er anfaßt und was er erlebt, alles wird ihm zur Schönheit. Nichts fürchtet er so sehr als die Prosa des Lebens, die Philisterseele, die Stachel des kleinlichen Lebens. Er sucht die Poesie:

Zu dir meine Flucht,
An deinen lindernden Busen,
In deine weich
Umschlingenden Arme
Bett ich mein Herz,
Das prosawunde
Qualenzuckende Herz,
O du meine tröstende Mutter,
Sorgen verkosendes Lieb,
O du meine Muse!

Hille ist Ästhet. Und doch mehr als das. In der Schönheit des Lebens und der Natur spricht Gott zu ihm. Im Kind, im Weib, zumal in der Braut und in der Liebe, in der Natur mit ihren Wettern und ihren leisen Stimmen spürt er die Nähe, die Gegenwart Gottes. Erst, wo ihm Gott erscheint, wird ihm Alles zum Wunder. In seinen Aphorismen sagt er von Gott: „Gott ist das lebendige Märchen." Kein Wortspiel ists ihm, sondern tiefer Ernst: „Gott ist die Speise der Geister." „Gott ist der ewige Geisterfrühling." „Naturalismus ist Schminke; Mystik, die stille Mystik, die nichts so widerlich findet wie Salvation Army Lärm, das Antlitz, das Gesetz des Lebens."

Von diesem Dichter der Schönheit, des Lebens und seiner Wunder hören wir das Wort: „Gott will ich haben, wie ich ihn nur haben kann und mit ihm die jubelnden Wunder seiner Welt. Es gab eine Zeit. Da lagen um mich Trümmerwege. Alle führten in Verlassenheit. Ins Elend. Bis ans Ende dieser Tage. Und weiter. Dann ins Dunkle. Ins grinsende Dunkel. Die Religion ist der Anker des Lebens." Seine Mystik ist nicht auf ästhetischem Grunde nur gewachsen; sie ist die Frucht eines harten Kampfes, das Ende eines langen Wegs, der Weisheit letzter Schluß. „Weltanschauung? Erst mußt du klar sein, dann siehst du die Welt klar. Von Gott aus glättest du die Welt so ruhig, so schlicht, so ganz wie die Sonne die Dunkelheiten der Erde entfaltet." „Zu diesem einen Gedanken hatten meine Gedanken mich gebracht. Aber es blieb leblos. Da regte sich mein Wille und auch droben ward es lebendig. Da brach mein Selbst hin, über die Maßen wertlos erschien es mir. Überreich erhielt ichs wieder, ein Leben Gottes und gotthaft." Ihm ist daher Gottesfurcht geradezu Gotteslästerung. Nicht daß ihm Gott Schwächlichkeit und Schlaffheit wäre. „Gott ist die Liebe, starke Liebe, aber nicht gutmütig. Er ist elementar, nicht sentimental. Er ist das Weltgemüt und liebt den Mut, ist aber nicht gemütlich." Sein Gott ist Licht; denn „Licht schon ist Fest". Sein Gott ist Kraft; „denn jedes Quentchen Kraft ist auch ein Quentchen Welt mehr". Darum bittet er: „Gott, die warmen Quellen des Lebens, laß sie dein Rinnsal erwärmen, und tränken die Völker der Sterne."

Zur Kirche hat Peter Hille — er kommt von der katholischen Kirche her — kein inneres Verhältnis. „Die Religion stört Gott; stört ihn, solange sie nicht Kunstwerk, höchstes Menschensein geworden ist." „Warum, ruft er ein ander Mal aus, ist die Mystik noch nicht da, warum ist die Gottesempfindung noch verfehmt in ihrem eignen Hause? Der Freigeist, ist er einmal aus der Kirche herausgestürzt, meidet sie, bleibt ihr fern. Die Kirche aber scheut sich, aus der Reihe ihrer Vorgänger herauszutreten und empfängt so nur den letzten Abglanz Gottes." Er kann scharfe Worte gebrauchen über Kirche und kirchliches Wesen, ohne darum kirchenfeindlich zu sein; bitter werden, wenn er von den Himmeln der Kirche spricht, die ihm zu süß sind, von dem Ort, da das Wort tönt, die Sache aber längst tot ist, wenn er von der Wollust in der Kirche spricht, die sich weniger in der Gemeinde mit ihrer Einfalt findet, von der Beichte und der Reue, dadurch der Mensch nur schlechter wird, von dem Kirchenstreit und der Kirchenerstarrung, da man Satzungsschicht auf Satzungsschicht legt, sie wieder abreißt und doch den ewigen Grund nicht findet. Ehrfürchtig beugt er sich vor Jesus, diesem großen „Welthinliebenden": „Fühle über mir das dornengroße, gute glühende Haupt umfangen ... von mir." Warm wird er, wenn er von den kleinen religiösen Gemeinschaften, den Herrnhutern, den Quäkern spricht, von ihren stillen Weilern, den Wohnungen derer, „die da wandern, während sie weilen"; er sagt im Blick auf sie: „Es kann auch eine Gegend in Gott ruhen und Seele bekommen durch die Seele des Menschen hindurch."

Wenn Etwas Hille groß und heilig ist, dann ist es die Menschenseele. „Was das für ein Ding eigentlich ist, weiß Keiner. Daß es aber sehr wehe tun kann, sehr verheert werden kann, daß es von Grund aus verwüstet werden kann, das weiß man leider Gottes nur zu wohl." „Gott will nicht die Verstümmelung, sondern die Vollendung unsres Wesens." Für die bedrängte Seele tritt er ein, für ihre Rechte, zumal für die bedrängte Kinderseele wider eine verkehrte Erziehung. Kann man schöner reden von der Aufgabe des Erziehers, als es Hille tut in seinem Teutoburgerwald-Roman „Die Hassenburg"? Er sagt: „Hier aber habe ich vor mir das schönste Werk, die erlesenste Aufgabe, die nur irgend Jemand haben kann. Denn das Eine, das Allergrößte, das ist immer in seiner schwindelnden Höhe wie unmöglich. Nämlich ein Kind zu bilden. Wie sichs gehört. Mit all seiner fröhlichen Wildheit, mit all dem munteren Ton darauf so einen jungen Menschen aus sich steigen zu lassen, wie eine Wurzel zur Blüte steigt. Und nichts vom Eignen, mithin dem Kinde Fremden dazu zu tun. Es nicht zu überschwemmen mit seiner Seele Feindlichem. Auch das meinte Jesus, als er von denen sprach, die das Kind ärgern. Nein, das Kind sollen wir in uns empfinden, und nur da, wo das Kind von seinem eigenen Sinn abirren will, die Hand legen gegen den schlanken Schaft seines seelischen Wachstums, um es in seinem Sinn steigen zu lassen zur Blüte."

Hilles Größe ist diese einzigartige Hingabe an das vegetative Leben, diese zarte Gläubigkeit der Kinderseele, die stille Versunkenheit und Empfänglichkeit im Anblick des Gottes sive naturae sive artis. Eine Mystik, die doch oft in bedenkliche Nähe des Naturalismus gerät, ein Quietismus, der keines Handelns fähig ist, wie des Künstlers Leben zeigt, und doch wieder kein Versinken und Sich-Verlieren ans Vegetative und Traumhafte. Denn der Sinn des Lebens bleibt ihm Vollendung, Läuterung. „Wir fühlen unsere Läuterung, ein Kohle zum Diamanten wachsen, unser

Bodensatz ist geschwunden." Alle Schönheit ist doch immer zuletzt nur Bild und Gleichnis. Nicht die Sache selbst, sondern Hinweis auf das unsagbar Andere, das Liebe, ewige Güte ist: „Dem Hohen" betitelt Hille einen Hymnus auf Gott, den Gott, der da „Geister, Urfunken der Liebe, mit dem Brandmal der Geburt in Leiber" schloß und „voll schwellender Güte" den mit ganzer Seele ihm Zudürstenden entgegenkommt. Es gibt keinen anderen Weg, Gott zu haben als zu *lieben*.

Wie sollen wir zählen
Alle deine ragenden Wipfel?
An allen lebst du empor!
Wie sollen dich wir halten?
Fassen wir dieses:
Entschwebt nachlachend uns Anderes.
Was sollen wir glauben?
Da unser Auge und Antlitz schon lügen!
Was sollen wir forschen?
Dein Wille geschehe ...
Wir wollen nur lieben wie du.
Dann lieben wir dich.

Eine Kinderseele ist Hille geblieben. Ein Aphorismus sein Leben wie seine Kunst. Von Krankheit gepackt brach der Heimatlose auf dem Bahnhof in Zehlendorf blutüberströmt zusammen. Zu Lichterfelde starb er im Krankenhaus: am 7. Mai 1904. Literarische Nachfolger hat Hille keine gehabt. Die nach ihm kamen, gingen als Mystiker ihre eigenen Wege. Aber er gehört mit in die große Reihe der Gottsuchenden unsrer Zeit, ein Vorläufer der Mystiker von heute, ein Eigener durch und durch. Ein stiller und versonnener Mensch, einer von denen, die sich in dieses Leben nicht fügen, die sich ans Leben für eine Weile verlieren können, aber sich nicht ganz verlieren, sondern immer wieder zurückfinden zu ihrem Wesen und ihrer Art.

Gießen *Gustav Mahr*

Japans Hauptstadt

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 9

Tokyo, den 5. Mai 1924

Kurz vor meiner Abfahrt von Kyoto kam ein Telegramm von einem japanischen Freunde aus Tokyo, Baron Kanda, er werde mich abholen nach der Hauptstadt. Er kam noch gerade recht. Größere Gastfreundschaft im fremden Lande kann man sich doch kaum vorstellen! Denn der Weg von Kyoto nach Tokyo beträgt elf Stunden Fahrt im schnellsten Zuge. Baron Kanda scheute also nicht Zeit, noch Mühe, noch Kosten, um mir die Fahrt zu erleichtern. So freundlich wie hier die Menschen sind, so launisch ist aber auch der Himmel! Den ganzen Reisetag goß es in Strömen. Es goß so sehr, daß es in den schönen Schnellzugwagen derart durchregnete, daß einige Wagen ganz unbenutzbar waren. Und in einem Wagen saß wahrhaftig, nicht nur im Scherz, ein Japaner mit aufgespanntem Regenschirm. So sah man durch beschlagene Scheiben nur triefende Bäume, nasse fruchtbare Felder mit Gerste, Weizen, Gemüse, Maulbeerbüschen und Tee und viele Leute unter breiten Regenhüten und dem Regenmantel aus Reisstrohbündeln. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, vom Fuji nichts zu sehen. Grau und träge schlugen des Meeres Wellen an den Bahndamm.

Wir fanden in einem ziemlich trockenen Wagen gute Plätze, entbehrten nichts, und hatten vollauf Zeit, Pläne zu besprechen und Ansichten auszutauschen über die alte und die neue Zeit in Japan. Baron Kanda ist äußerlich ganz ein moderner Japaner. Aber es schmerzt ihn sehr, daß die *alte*, feine stille, auf uralter Kulturtradition beruhende Lebensart und vornehme Denkweise mehr und mehr im Volk schwindet, und daß vom *neuen* europäischen Wesen das Äußerliche wohl sehr schnell angeeignet wird, aber nicht das gute Geistige, das er, der Europa sehr gut kennt, natürlich auch bei uns wohl zu sehen weiß. So fehlt dem neuen Geschlecht vielfach das eigene Gute und vom Neuen nehmen sie das Beste auch nicht an. Das trifft sogar schon zu bei ganz äußerlichen Dingen. Im japanischen Hause herrscht peinliche Sauberkeit. Darauf hält jeder auch heute noch. Das ist ihre eigene Welt. Und diese Pflege der Reinlichkeit haben sie noch nicht verloren. Aber in den Bahnwagen — unser Zug hat nur 1. und 2. Klasse — werfen sie alles auf den Fußboden. Der sieht bald so schlimm aus, daß Baron Kanda meint, er müsse sich hierin seiner Landsleute schämen. Und diese Menschen, denen sonst die Form alles ist oder wenigstens einst war, rekeln sich zum Teil auf den Bänken oder liegen lang auf ihnen ausgestreckt und denken nicht daran, freiwillig Platz zu machen, wenn Andere kommen, die keinen Platz haben. Es fehlt ihnen noch der Sinn für diese, ihnen von Natur fremde Welt. Sie sind hier ganz andere Menschen. Nur in einem sind sich wenigstens die Damen gleich geblieben. Sie putzen den ganzen Tag hier an ihrem Aussehen herum wie auch sonst. Der Spiegel, die Puderquaste und das Schminknäpfchen kommen nicht zur Ruhe. Der vierte Finger heißt in Japan direkt der Schminkfinger. Die feine Dame wie die Sängerin zeigt am Gesicht und Hals nie ihre eigentliche Hautfarbe, sondern sieht stets aus wie mit Mehl überstreut. Freilich, im einfachen Volk ist das ganz anders, da ist reine, nach unsern Begriffen viel schönere Natur. Aber über Geschmack ist eben schwer zu streiten. Ihnen gefällt ja ganz gewiß oft auch unsere Art nicht. Und man kann es Baron Kanda nachfühlen, daß er es lieber sähe, wenn seinem Volk die alte, eigene, echte Art ganz erhalten bliebe.

Aber das ist einfach undenkbar. Das Volk muß hindurch durch diese Gärungszeit. Und man möchte nur wünschen, daß sich aus dem Wesen der beiden Kulturwelten, die heute hier miteinander ringen, als Ausgleich aus dem Besten beider eine neue dritte, wenn möglich höhere Art des äußeren und inneren Lebens bilde, die auch die alte, feine Art noch übersteigert.

In Tokyo am Hauptbahnhof und dem ganzen Viertel ringsum ist gar nichts mehr japanisch. Da stehen Riesensteinbauten von vielen hundert Metern Länge und acht Stockwerken. Und immer mehr solche Büro- und Bankkolosse kommen hinzu. Trotz solcher amerikanischen Vorbildern nachgeahmten Ungetüme von Häusern wirken freilich im Ganzen die japanischen Großstädte eigentlich nicht wie Städte, sondern wie unübersehbare Lager. Denn die weitaus meisten Viertel sind eben überall noch aus niedrigen Häuschen gebaut, um die Gärten und Höfe sich hinziehen; Flächen zur Lagerung von Material, Parkanlagen und schattige Tempelhaine hinter hohen Mauern liegen zwischen den Wohnvierteln. Es fehlt noch jede geizige Ausnutzung von Land. Aber die Ausdehnung zumal von Tokyo mit seinen auch heute mehr als drei Millionen Einwohnern wächst ins Unfaßbare. Hier braucht man trotz der vielen elektrischen Straßenbahnen, Autobussen und Autos, der elektrischen Hoch-, Ring- und Vorortbahnen zu allen Wegen eine sündhafte Zeit, besonders weil bei dem sehr lebhaften Verkehr eine derartige Überfüllung der an sich recht häufig gehenden Straßenbahnen herrscht, daß man oft zwei, ja auch drei Wagen gar nicht halten läßt.

Ganz überraschend ist dann die Stille, wenn man von den Hauptverkehrsstraßen in die ungezählten, vielverzweigten Seitenstraßen und Gäßchen abbiegt. Auch hier in meines sich in Liebenswürdigkeit aufopfernden lieben Gastgebers, des Herrn Landgrafs, Haus, fühle ich mich ganz geborgen, wie umhegt von wohltuendem Frieden. Hier ist kein Straßenlärm und kein Menschengeschrei. Nur abends hört man von Zeit zu Zeit die Feuerwächter, wie man in Japan den Nachtwächter nennt, seine klingenden Hölzchen aneinander schlagen. Wenn ich spät noch schreibe, wirkt dies Klingen der Klötzchen besonders behaglich. Man bekommt ein starkes Bewußtsein der Sicherheit, des Behütetwerdens. Und ich schlafe dann bei unverschlossener Tür so gut, daß ich nicht einmal von den drei freilich wohl

nur geringen Erdbeben etwas gemerkt habe, die jedesmal des Nachts während meines Hierseins stattgefunden haben.

Daß vor acht Monaten erst zwei Drittel dieser Weltstadt abgebrannt sind und daß hier in wenigen Stunden hunderttausend Opfer der Erdbebenkatastrophe ihr furchtbares Ende gefunden haben, erschlagen, verbrannt, in kochenden Kanälen verbrüht, das kann man fast nicht mehr glauben. Man vergißt das nicht nur hier in dem vom Erdbeben wohl auch beschädigten, aber vom Feuer verschonten und daher im wesentlich unversehrt erhaltenen Vierteln, sondern man sieht auch einst nicht mehr allzuviel von den entsetzlichen Zerstörungen, die das erste Erdbeben am 1. September 1923 angerichtet und die das zweite fast ebenso schlimme, nur nicht zum Riesenbrand führende, vom 15. Januar 1924 noch verschlimmert hat.

Gewiß, es ist ja noch Manches zu sehen. Hier bei uns im Haus ist ein schöner Marmor-Kamin zerstört, ist der Wandputz zum Teil abgefallen, sind Herrn Landgrafs schöne, alte Schätze japanischen Porzellans zum großen Teil zerschlagen. In unsern Missionshäusern, in dem eine Stunde von hier entfernten Stadtteil Koishikawa, sind viele Lehmwände schadhaft geworden, hat der feste Backsteinbau der Bücherei breite Risse bekommen, sind die Dächer beschädigt. Unsere deutsch-schweizerische Kirche ist nur noch ein Trümmerfeld wirrer Steinklötze. Es gibt Plätze, wo nur die Fundamente der kleinen japanischen Häuser zu sehen sind. Hohe Steinhäuser zeigen rauchgeschwärzte Fensterhöhlen. Das Erdbeben haben sie überstanden, aber das Feuer hat sie vernichtet. Wieder andere Steinkolosse sind doch eingestürzt, zu leicht, oder auf losen Grund gebaut. Das Alles kann man sehen, aber es tritt nicht mehr hervor.

Was sich dem Beschauer dagegen unmittelbar zwingend aufdrängt, daß ist die Bewunderung dafür, daß man es in acht Monaten fertig gebracht hat, das Riesentrümmerfeld fast vollständig aufzuräumen und Tokyo, wenn auch nur provisorisch, neu erstehen zu lassen. Die alten Häuser waren ja meist auch klein. Daß diese neuen Häuser. Häuschen und Baracken noch etwas kleiner sind, und daß lange Reihenhäuser auch in vielen Parkanlagen und Tempelhöfen erstehen, das fällt nicht weiter auf. Alles ist ordentlich und sauber, und das helle Holz mutet schöner an als die alten, größeren, grau gewordenen erhaltenen Häuser. Natürlich kann es so nicht bleiben. Dazu tragen zumal in den Massenquartieren diese Behausungen zu sehr den Charakter des Vorläufigen. Aber all die vielen Tausende von Geschäften, die Büros und die Familien haben doch wieder ein Heim und können getrost warten, bis der endgültige noch nicht fertig hergestellte Bauplan die Errichtung einer neuen glänzend angelegten Hauptstadt regelt.

Tokyo hat einen Stadtteil, den man etwa wie die „Linden" in Berlin als den Mittelpunkt des großen Lebens bezeichnen könnte. Es liegt alles weit, weit auseinander. Der großartigste Geschäftsverkehr spielt sich im Viertel des Hauptbahnhofs und auf der Hauptgeschäftsstraße, der Ginza, ab. Hier haben auch die Banken und Schiffahrtslinien sowie viele europäische Firmen ihre Büros. Der Kaiserpalast bildet wieder ein Viertel für sich. Er liegt wohl im Herzen der Stadt, ist aber eigentlich unsichtbar, so wirkt er nicht verbindend im Stadtbild, sondern trennend. Ungeheuer breite Wallgräben und Erdwälle von gewaltiger Höhe, die von Steinmauern geschützt sind, umhegen diesen heiligen Bezirk, den früheren Sitz der Shogune, die hier bis 1868 statt der in Kyoto ohnmächtig als gottähnliche Priester fungierenden Kaiser die Herrschaft führten. Vor dem Haupttor, zu dem ein weiter, kahler Kiesplatz führt, sieht man links die sogenannte „doppelte Brücke", die erst nach links in einen Seitenvorsprung des Bezirks hineinführt und dann nach rechts noch einmal über das breite Wasser in den Mittelteil zum Palast. Von diesem sieht man nur einige graugedeckte, geschweifte Dachfirste, wie die buddhistischen Tempel sie zeigen. An dem rechten Vorsprung des Bezirks steht noch von früheren Zeiten her eine kleine altjapanische Burg, weiß getüncht mit dreigestuftem Dach, eher einem Tempel gleich als einer Befestigung.

Wer hier vorübergeht an des heute noch als Göttersproß vom Volke verehrten Kaisers Residenz, der nimmt den Hut ab und beugt in Ehrerbietung das Haupt. So geschieht es auch vor dem nicht allzuweit vom Kaiserpalaste entfernten, aber nicht japanisch, sondern modern gebauten Kronprinzenpalais, das hinter einem offenen, großen Vorgarten frei sichtbar ist, ein weißer, mehrstöckiger Bau, dessen Vorbild der Buckingham-Palast gewesen sein soll. Ob das nun Beten ist oder nur Ehrfurcht, dies Sichbeugen selbst vor den unbewohnten Palästen, das ist schwer zu sagen. Die Dinge sind hier nicht so begrifflich scharf geschieden, sondern fließen viel mehr als bei uns ineinander über.

Jedenfalls, das steht fest, daß sie zu dem t o t e n Kaiser beten. Der jetzige Kaiser ist ein armer, unheilbar geisteskranker Mann, für den schon heute sein eben erst erwachsener Sohn die Regentschaft führt. Für den 1912 verstorbenen Kaiser Mutsihito, den Meji-Tumo, hat man in einem großen, wundervollen alten Naturpark, mitten in der Stadt, einen großartig angelegten Gedächtnistempel geschaffen. Hohe Torii, deren dicke Säulen, 15 Meter hoch, aus alten Formosa-Baumstämmen bestehen und deren doppelte Querbalken an den Ecken mit den kaiserlichen Wappen, dem Chrysanthemum, geziert sind, stehen an den Parkeingängen und wiederholen sich auf den Wegen.

Vor dem Holzzaun, der in den Tempelhof führt, ist ein Brunnen, wie auch sonst vor den Tempeln. Hier spülen die vielen, teilweise sehr vornehmen Besucher dieser geweihten Stätte den Mund und schlucken das Wasser hinunter. Nun sieht man aus braunen Holz errichtet Seitenhallen in dem schlichten Stil der Shintobauten und vorn mehrere hallenartige Tore hintereinander, ganz im Hintergrunde aber einen schlichten Tempelbau, den eigentlichen Schrein. Man darf unter die erste begitterte Torhalle treten. Vorher aber muß man Mantel, Hut und Schirm auf einen Seitentisch im ersten Hofraum legen. Hier ist nun wirklich religiöser Dienst der Anbetung der schon gottensprossenen und nun wieder ganz vergotteten Kaiserseele. Die Leute werfen wie in jedem andern Tempel Geld auf eine Matte, klatschen in die Hände und beten in aller Inbrunst. Dauernd wechselnd kommen Scharen von Menschen aller Stände. Priester sieht man heute nicht. Aber vorn am Haupttor sitzt mit fast versteinert ernstem, blassem Gesicht in weißer Seide altertümlich gekleidet, mit weißer hoher Mütze, ein junger Shintopriester und verkauft Amulette und Ansichtskarten des Tempels. In einem andern Teil des Parkes kann man in einem kleinen „Meiji-Museum" Andenken an den Kaiser sehen, seinen Galawagen, Uniformen, seinen Schreibtisch, und auch Gebrauchsgegenstände seiner ebenfalls bereits verstorbenen Gemahlin.

Sonst kann man hier nicht so mühelos Tempel besichtigen wie in Kyoto, wo sich ein Heiligtum ans andere reiht. Hier muß man sie suchen. Im Shiba-Park liegen einige wunderschöne Gedächtnistempel für mehrere Shogune mit reich in Gold verzierten, holzgeschnitzten, rotlackierten Wänden und ebenso üppig mit allen Feinheiten der Holzschnitzerei und Lackmalerei ausgestatteten Säulengängen und Toren. Gewiß ist die ostasiatische Kunst fremdartig für uns, ihre Linien wirken oft bizarr. In den Gemälden stört uns der allzu oft angewandte, der Phantasie Spielraum schaffende leere Raum und die andere Perspektive. Aber man sieht sich bald in diese andersartige Schönheit hinein und kann sie aufrichtig bewundern. Im Innern sind die Wände behangen mit buddhistischen, von China gestifteten Fahnen und bemalt mit blauen und grünen chinesischen, stilisierten Löwen. Die Decken sind Muster feiner Ornamentik. Hinten in den verschlossenen Schreinen, die im Golddämmern leuchten, stehen die Gedächtnistafeln. Die Gräber selbst sind draußen am Rand

des innersten Tempelhofes, schlichte Steinsockel, der eine durch ein Geschenk des damaligen koreanischen Kaisers mit einem Bronzeaufsatz überbaut.

Leider hat das Erdbeben Hunderte der schönen Steinlaternen, die in dichten Gruppen in den Höfen stehen, von frommen Betern gestiftet, umgeworfen und zertrümmert. Und leider sind von den zwei Meter hohen, noch schöneren zahlreichen Bronzelaternen fast alle Spitzen abgebrochen und gestohlen. So sehen auch sie recht ruinenhaft aus. Auf einem nahen Hügel, jetzt von Notbaracken eingerahmt, steht ganz nah den Gräbertempeln in einem schönen Park ein neuer noch nicht vollendeter, aber schon benutzter Tempel der Joda-Sekte, in dessen Halle ein lebhafter Verkehr von Betern ist, aber auch von spielenden Kindern. Zu seinen Füßen, im Grün versteckt, im nahen, tiefer noch gelegenen Teich sich spiegelnd erhebt sich eine fünfstöckige rotlackierte Pagode. Man kann in diese Tempeltürme nicht hinein, aber man sieht von außen auch Altar und Buddhaschrein durch die durchbrochenen Wände leuchten. Diese Pagoden wirken wie gestaltete Gebete. Die allererhabenste Kunst haben diese Menschen angewandt, um in den fünfgestockten Stufendächern zur Darstellung zu bringen, wie sich die Seele höher und höher zu der göttlichen Welt erhebt. Und oben redet dann die schlanke Spitze von der Erreichung des Zieles. Inbrünstig jubelnd wird die Vereinigung ergriffen: es ist da, das Heil, die selige Gemeinschaft mit Amida. Die Seele hat schon hier im Glauben das Freudenparadies. Nie konnte ich bisher das so empfinden wie hier: Man sieht über das Dächermeer der Millionenstadt. Unten am Teich spielen Kinder und ruhen große Leute. Ein lustiges Treiben vor vielen Verkaufsständen wogt dort umher. Hier oben aber ist Stille der Natur, ist Frieden, Sammlung, Erhabenheit der frommen Seele, die sich über die Welt zum Ewigen sehnt und es tief bewegt erfassen und genießen kann.

Einige andere Gräbertempel von Shogunen kann man im Uenopark besuchen, der weit ab von hier gelegen, gerade jetzt wie alle Parkanlagen, auch der Nibiyapark, besonders sehenswert ist. Denn Japan steht in seinem zweiten Frühlingsblütenkleid, in der Pracht der Azaleen. Die Azaleenblüte ist wohl reichlich so schön wie die Kirschblütenzeit. Denn in allen Wäldern, an allen Wegen, an den Böschungen der Kanäle, an den Straßenseiten, in den Tempelanlagen, in allen Gärten stehen die breiten Büsche und Sträucher, über und über mit den duftenden Blüten überladen. Kein Blatt ist zu sehen, so dicht ist die Fülle. In ihrem leuchtenden Farbenkleid, in Rot und Blau und Violett und Weiß, wirken sie von weitem wie bunte Teppiche. Geht man zwischen dieser Blütenherrlichkeit hindurch und sieht in ihren geschmackvoll abgetönten Kimonos die Japanerinnen mit bunten, seidenen Sonnenschirmen wandeln, so ist das wie ein Bild aus einer unwirklich schönen Märchenwelt, wie ein Zaubertraum. Wie ist das Land mit lebensfroher Naturschönheit gesegnet, auch hier mitten im Flachland, mitten im Häusergewirr der Hauptstadt. Im Uenopark liegen viele der öffentlichen Gebäude: das kaiserliche Museum, die kaiserliche Bibliothek, eine Kunstausstellungshalle, die Hochschule für Musik, die Akademie der Künste, alle weit voneinander, ganz im Grün der hohen Bäume.

Trotz dieser hohen Geistesatmosphäre ist aber der Uenopark ein rechter Volkspark. Auch hier sind viele Verkaufsstände und Teehäuser; die unmöglichsten Waren werden feil geboten. Hier treffe ich wieder die giftigen Heilschlangen, von denen ein dichter Haufen frei auf der Erde kriecht. Und hier, wo kein eigentlicher Volkstempel ist, hat das Volk doch ein Objekt für seine Anbetung. Vorn über dem Hügelrand, zu dem die Haupteingangstreppe in den Park emporführt, steht das Bronze-Standbild Saijos mit dem Hunde. Eigentlich ein Rebell, der 1874 einen bewaffneten Aufstand gegen die neue Regierung anzettelte und im selben Jahre durch Selbstmord endete, ist er doch im Jahre 1891 wegen seines tapferen, geraden Sinnes durch dies Denkmal ausgezeichnet worden. Nun kommt viel Volk zu ihm. Sein Standbild ist von oben bis unten bespien mit den Papierkügelchen, den auf Papier geschriebenen Gebeten, die man im Munde weichkaut und an das göttliche Wesen anspeit. Bleibt das Kügelchen haften, so wird das Gebet erhört. Das ist die Meinung des breiten, schlichten Volkes, das hier seine Welt hat.

Ganz nah sind die Massenquartiere der unteren Stände. Und mitten darin liegt das Volksvergnügungsviertel Asakusa. Hier ist man wie auf einem großen Jahrmarkt. Laut rufen schon am Morgen die Verkäufer ihre Waren aus. Vor einem Zirkus stehen zwei Elefanten, würdig und erhaben. Auf einem sitzt ein kreideweiß geschminktes kleines Mädchen mit rotbemalten Lippen. Es gibt dressierte Affen zu sehen, Meerjungfern und Ziegen mit fünf Beinen: Ein anderes Kleid, sonst ist Alles wie bei uns. In der Mitte dieses Jahrmarkts ragt über alle Buden, Häuser, Kinos und Theater hoch hinaus, den ganzen Stadtteil beherrschend, der Sensoji-Tempel, der Kwannon-Gottheit geweiht. Ihre heilige Figur ist nicht zu sehen, sie soll nur fünf Zentimeter hoch sein. Aber es gibt in dem Tempel andere Gottheiten genug, an die das Volk sich wendet. Der Tempel gehört der Tenda-Sekte, die stark polytheistisch ist und alle niederen Züge der Volksreligion wild wuchern läßt. Der Tempel ist gegen Mittag dicht gedrängt voll Menschen. Die Betglocken werden gezogen, Geld klirrt, Pantoffeln klappern, man kauft Amulette, Andere beten still, ein Priester liest an einem Schrein unter Beckenklang eine Totenmesse: ein reizvolles buntes Bild religiösen Volkslebens. An einem Priesterstand kaufen Viele weiße, große bedruckte Papierzettel. Die falten sie vielmals sorgfältig zu einem schmalen Papierband zusammen, machen einen Knoten hinein und stecken ihn dann in die engen Maschen eines Gitters, das eine Altarnische abschließt, in deren Hintergrund ein leuchtend goldener Buddha steht. Dies ist die sogenannte „En-musubi", die „Heirats-Vermittlung", durch welche viele Liebespaare mit der Götter Hilfe endliche Vereinigung erflehen.

Daß der Kwannon-Tempel noch steht, ist erstaunlich. Der ganze Stadtteil Asakusa ist beim Erdbeben abgebrannt. Nur dieser Tempel hat sich mitten in den Flammen unversehrt erhalten. Das haben natürlich die Frommen als eine bewahrende Wundertat der Kwannon ausgelegt, der hier herrschenden Gottheit der Barmherzigkeit. Auf Bilderbogen sieht man den Stadtteil in lodernden Gluten brennend, den Tempel aber unverletzt. Über ihm schwebt die Kwannon und breitet schützend die Hände aus.

Um das Volksleben nach jeder Richtung hin kennen zu lernen, habe ich hier auch ein Kino und ein Theater besucht. In seiner Einrichtung war das Kino ganz vorzüglich. Es gab große, lichtstarke und sehr klare Bilder. Die Filme waren teils japanisch, teils aus Amerika. Das amerikanische Kinostück war ein Meisterwerk lustigster Komik, in welcher alle möglichen technischen Errungenschaften in drolliger Weise zu guter Wirkung kamen. Man konnte gar nicht anders, als aus ganzem Herzen lachen — als Westländer. Aber Scherz und Witz fremder Völker sind mindestens ebenso schwer zu verstehen wie fremde Religionen. Die Japaner lachen nicht. Sie verstanden dies offenbar gar nicht, obwohl ein Vorleser hier im Kino bei allen Stücken eine fortlaufende Erklärung gibt. Es ist eben doch noch eine starke Kluft zwischen Ost und West für das innere Verständnis. Uns geht es ja auch nicht viel besser bei den japanischen Stücken. Die Neigung der Japaner zum Überbrücken der Gegensätze, zum unausgeglichenen Verschleiern, zum Abbrechen vor dem Konflikt und das mehr gefühlsmäßig als intellektuell eingestellte Seelenleben wird auch im Kino und Theater deutlich. In keinem Stück gibt es einen guten oder bösen Abschluß, sondern alle Konflikte klingen ungestört weiter: was wird, weiß man nicht, die Phantasie hat freies Spiel. Wir Westländer

haben dabei das Gefühl des Unbefriedigtseins: wir wollen Klarheit und Abschluß so oder so. So wirken alle Stücke fast nur wie Fragmente. Das Drama, das ich gesehen, schildert nur den Kampf in der Seele eines liebenden Mädchens, das ist der ganze Inhalt des Theaterstücks, das in einer Erstaufführung in einem hübschen Theater mit 2000 Sitzplätzen über die Bühne geht. Nach unsern Begriffen kaum eine Handlung, nur Zwiegespräch zwischen dem Paar und einigen unwichtigen Nebenfiguren. Und doch wirkt es durchaus nicht langweilig, dem Spiele zuzusehen, das mir ein treues Glied unserer Gemeinde, Herr Rechtsanwalt Dr. Katsuo Abiko, der fließend deutsch spricht, sehr freundlich erklärt.

Alle Rollen werden in den alten Stücken, die in ferner Vergangenheit spielen, von Männern dargestellt, meisterhaft geradezu in Haltung und Schmiegsamkeit und sogar in der Nachahmung der weiblichen Stimme, auch der Hauptrolle der Geliebten. In prachtvollen Gewändern bieten die spielenden Figuren in der hübschen Bühnenszenerie ein ausgezeichnetes Bild.

Rechts neben der sehr breiten Bühne, die eine Längsseite des rechteckig angelegten Theaterraumes einnimmt, ist in halber Höhe in die Kulissen ein freier Sitz eingebaut wie eine offene Laube. Darin kniet ein Sanuzen-Spieler, der eine japanische Guitarre mit einem Elfenbeinkamme schlägt. Neben ihm kniet, gleichfalls in einem mit breiten bunten Schulterfahnen geschmückten altertümlichen Gewand der Vorleser. Der liest und singt nun den eigentlichen Text des Stückes mit lauter Stimme mit vielfachen kunstvollen Modulationen, lacht und klagt und gurgelt aus tiefster Kehle, wie das hier die Theatersprache fordert, die leidenschaftlichen Ergüsse hervor, in denen sich der Herzenskampf der Geliebten auf der Bühne Ausdruck schafft. Die Liebenden selbst sprechen zeitweise auch. Aber an den Rührpunkten spricht nur der Vorleser, und durch Mienenspiel und Tanz bringen die Schauspieler dann ihre Empfindungen zur Darstellung. Und trotz des Fremdartigen muß man sagen, sie machen das ausgezeichnet.

Sehr interessant sind noch einige technische Einrichtungen. Hier in Japan ist die Heimat der Drehbühne. Man spielt übrigens alle Stücke bei hell erleuchtetem Zuschauerraum, was mir sehr gefallen hat. Die Drehbühne arbeitet recht gut, freilich ist in den beiden Stücken, die ich sah, die Szenerie wohl hübsch, aber sehr einfach. Durch den Zuschauerraum führt von der Bühne aus quer hindurch ein breiter Laufsteg. Auf dem wird auch gespielt und zeitweise kommen neue Personen so hinten aus dem Publikum heraus.

Gespielt wird von 5 oder 6 bis um 11. Da muß man dann, zumal nach dem weiten Weg durch die ausgedehnte Stadt, schon auch wie alle andern in den Pausen ein wenig essen und trinken, um nicht erschöpft zu werden. Man bekommt alles im Theater selbst: Tee, Wasser oder Bier; japanisches oder europäisches Essen wird schnell von den überaus anmutig und höflich bedienenden Japanerinnen dargereicht. Der Mittelteil hat europäische Sitze, die Seiten japanische Matten; vier Mattenplätze bilden immer einen kleinen, durch flache Leisten begrenzten Raum, in dem man sich bequem einrichten kann.

Das Publikum bestand, zumal es der in Tokyo arbeitsfreie erste Sonntag im Monat war, zum sehr großen Teil aus schlichten Leuten. Einige hatten an Sake zuviel. So waren Viele sehr lebhaft bei dem Spiel beteiligt. Es wurde ziemlich oft geklatscht, noch mehr gerufen, zum Beifall oder einfach aus innerer Anteilnahme an den Szenen. Ja, einmal schrie ein schlichter Mann ganz laut mitten ins Spiel hinein einem berühmten Schauspieler, dessen Vater auch schon den gleichen Beruf gehabt, zu: „Dein Vater hat es besser gemacht." Ein gutes Publikum aus feinen Leuten würde sich im Theater still verhalten, wie man auch heute an den feinen Leuten unter den Besuchern sah. In den Massen der Arbeiter und Handwerker ist die gute alte Zucht eben vielleicht am allermeisten zerstört, und neues, geistiges Leben aus dem Westen noch fast gar nicht eingewurzelt, ja, wahrscheinlich kaum bekannt. Da macht sich denn diese laute Formlosigkeit breit, die hier in Tokyo besonders auffallend ist. Hier wird z. B. an den überfüllten Straßenbahnen genau so rücksichtslos um den Platz gerungen wie in Europa.

So gibt es viel, ach, fast zu viel zu sehen. Man müßte lange Wochen haben können, um nur mit dem Wichtigsten wieder vertraut zu werden. Mein Leben hier ist aber stets der doppelten Arbeit gewidmet, zu sehen, um zu lernen und zu reden. Das Reden ist ja doch ein Stück praktischer Missionsarbeit. Ein Fremder, der hier nur als Gast auftaucht, findet manche Hörer, die sonst der Missionar wohl kaum erreicht. So ist auch diese Arbeit wichtig genug, zumal in Tokyo, das fraglos ganz überragend der geistige Mittelpunkt des neuen Japan ist.

Vor mehr als zehn Jahren war in Berlin oft in meinem Haus ein uns sehr lieber Freund aus Tokyo, der Regierungsrat Kakshi. Jetzt ist er Präsident des Eisenbahnbezirkes Tokyo. Er hat unter sich 43 000 Beamte. Durch ihn hat unser Pfarrer Akaschi den Auftrag erhalten, in den Eisenbahnerschulen, in denen die jungen Unterbeamten ihre Ausbildung erhalten, fortlaufend Vorträge zu halten über sittliche und religiöse Fragen. Er reist in all den Bezirken herum und spricht frei und ungehindert über das Christentum. Nun bat mich Herr Kakshi, ich möchte auch hier in Tokyo vor 500 Eisenbahnbeamten einen Vortrag halten über Deutschland, am liebsten über die heutigen sozialen und sittlichen Zustände. Das habe ich natürlich gern getan und mit Spannung haben all die arbeitsharten Männer mir lange zugehört. Herr Kakshi selbst brachte mich in seinem Auto hin und auch zurück.

Dann folgte ein Gottesdienst im Saal der „Ostasiatischen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" für die Deutschen und Schweizer, der sehr gut besucht war, darauf das Begräbnis eines jäh dem Tod verfallenen deutschen Kaufmanns und die Taufe eines Kindes in der Botschaft. Es waren Besuche zu machen in der Gesandtschaft der Schweiz und bei Führern des japanischen geistigen Lebens, die mich eingeladen hatten. Es kamen Verhandlungen über den Neubau unserer zerstörten Kirche, die den einmütigen Wunsch zur Verwirklichung bringen werden, sehr schnell in einem Haus — nicht Kirchenbau — auf dem Grundstück obiger Gesellschaft ein gemeinsames Heim zu schaffen für die Kirchgemeinde, die Mission und die deutsche Schule. So wird dort unsere Mission wieder einen schönen Kirchsaal haben und zwei Zimmer für Bibelstunden oder Sitzungen. Das meiste Geld wird man gewinnen aus dem Erlös des alten Kirchgrundstückes. In der heutigen Not der Zeit schien Allen dies der beste Weg.

Am wichtigsten für unsere geistige Arbeit aber waren die drei Hauptvorträge in der Halle des „Christlichen Vereins junger Männer", in der Kaiserlichen Universität und im Vortragssaal der größten Tageszeitung Tokyos, der „Hochi-Schimbun", deren Berliner Vertreter, Herr Ikeda, der mir gut bekannt ist, wohl die sehr dringende Einladung veranlaßt hatte.

Die schönen, großen Gebäude des „Christlichen Vereins junger Männer" sind einschließlich des großen Saales, der 2000 Sitzplätze hatte, zum größten Teil durch das Erdbeben zerstört. Die erhaltenen Grundmauern benutzend hat man vorläufige Hilfsbauten geschaffen, für Vorträge eine Halle für 500 Menschen. Die Halle war bis auf den letzten Platz gefüllt, ja etwa 50 Zuhörer mußten stehen. Meist waren es Studenten, aber auch eine Anzahl schlichte Leute, auch Damen, Professoren und einige Herren vom hohen Adel, lauter Japaner. Ich war als Redner der einzige Europäer. Auf Wunsch sprach ich über das Thema, das man hier immer wieder begehrt, über das deutsche Geistesleben nach dem Kriege. Hier habe ich ganz offen

die Schuldfrage besprochen und den inneren Druck, der auf Deutschland liege infolge seiner geistigen Ächtung, die auch heute noch andauere nach fünf Jahren des „Friedens". Ich habe gebeten, sie möchten helfen, daß diese unverdiente Ächtung aufgehoben werde. Viele Japaner kämen ja doch zu uns zum Studium unserer Wissenschaft, sie glaubten also doch, sie könnten bei uns Gutes lernen. Der Hauptinhalt des Vortrags aber galt natürlich der Darstellung unseres geistigen Ringens und Arbeitens, wie es sich nach dem Kriege gestaltet hat.

Auf vielfachen Wunsch erklärte ich mich gern bereit, Fragen zu beantworten. Nun begann eine sehr lebhafte Besprechung, die fast zwei Stunden dauerte, in buntem Wechsel von Deutsch, Japanisch und Englisch. Ein schlichter Mann erhob sich und erzählte, er habe sogleich nach dem Ausbruche des Krieges einen Kreis von Mädchen zu einem Kränzchen gesammelt, um Deutschland zu helfen. Bis jetzt hätten sie in diesem Kränzchen schon mehr als 5000 Yen (etwa 10 000 Goldmark!) gesammelt. Er habe gehört, daß es noch heute den deutschen Kindern an Milch fehle und möchte gern wissen, wie es darum bestellt sei. Ich erfuhr nachher, dieser Mann sei ein Christ. Mit unserer Mission hat er keine Fühlung, aber er kommt in alle meine Vorträge. Ein zweiter, ein älterer Mann der gebildeten Stände, möchte wissen, ob die monarchische Bewegung in Deutschland Aussicht habe, und wie ich über die Frage der Monarchie denke. Ein dritter fragt, ob es wahr sei, daß in Deutschland jetzt alle Straßen voller Dirnen seien. Ein Vierter begehrt Auskunft über die Stellung des Sozialismus zum Christentum. Ein Fünfter äußert leise Zweifel, ob man von einem neuen Idealismus in der deutschen Jugend sprechen könne, wenn doch ein solcher Idealist wie Rathenau von jugendlichen Unholden ermordet worden sei. Ein Sechster bittet mich, mein Urteil näher zu begründen, das dahin ging, in Deutschland sei der Staatssozialismus gescheitert. Ich hatte gesagt, er sei gescheitert an zwei Irrtümern. Er setze in seinen eigenen Reihen und überhaupt zu ideale Menschen voraus und er übersehe die rauhe heute noch vorhandene Wirklichkeit der politischen und wirtschaftlichen Konkurrenz der Völker. Der letzte endlich nötigt mich noch zu einer längeren Schlußrede, denn er stellt die Frage, welche Bedeutung der neukantische Idealismus in Deutschland habe, und ob er die stärkste geistige Bewegung sei.

Der Vortragsabend wurde mit dem Gesang mehrerer christlicher Lieder, mit Schriftverlesung und Gebet eröffnet und mit Gebet und Gesang geschlossen. Das war wirklich eine lohnende Mühe. Von 6½ Uhr bis nach 10 dauerte diese Versammlung.

Rein akademisch ging es dann am nächsten Tage zu, als ich um 3 Uhr im Theologischen Seminar der kaiserlichen Universität einen Vortrag hielt über das gewünschte Thema: „Die neueste Entwicklung der Theologie und des religiösen Lebens in Deutschland". An der kaiserlichen Universität lesen sechs Dozenten über den Buddhismus und zwei über das Christentum. Einer von ihnen, Professor Ischibaschi, der vor Jahren in Berlin studiert und hier längere Zeit in unseres Pfarrers Schroeder Haus gewohnt hat, und Professor Amsaki, der bekannte japanische Orientalist, hatten diese Vorlesung veranstaltet, und über 150 Menschen hörten meinem Vortrag, der 1½ Stunden nur in Deutsch geboten wurde, aufmerksam zu. Hier gab es keine Diskussion; man wahrte die Würde der Hochschule. Nachher sah ich dann noch in den großen Parkanlagen, in denen die einzelnen Abteilungen der Universität weit zerstreut liegen, die furchtbaren Verwüstungen, die hier das Erdbeben und das Feuer angerichtet haben. Weite Alleen schöner Zedern sind vernichtet, die große Vortragshalle, einst ein prachtvoller Rundbau, ist ausgebrannt. Ganze Gruppen von Vorlesungshallen sind Trümmerhaufen, die Bibliothek ging verloren, auch Professor Amsakis Seminarbibliothek und seine Manuskripte wurden ein Raub der Flammen. Als wir dann aufbrachen, kam mir noch ein Student nachgelaufen und wollte wissen, was ich denke über das Wesen der Seele, über die Wiedergeburtslehre und über die Möglichkeit einer Fortentwicklung im Jenseits.

Eines der großen vielstöckigen Hausungetüme ist das Gebäude der „Hochi". Diese Zeitung hat nicht weniger als 940 000 Leser in Stadt und Land. Mein Bild und einige Artikel warben für den Vortrag. Am Abend war der große Vortragssaal, der im 4. Stock liegt, mit 1000 Menschen dicht gefüllt. Auf Wunsch der Zeitung sprach ich wieder über das deutsche Geistesleben nach dem Kriege. Und ganz deutlich kam in der Besprechung unter diesen Japanern die warme Anteilnahme an dem Schicksal Deutschlands zum Ausdruck, aber auch ein lebhaftes Interesse an religiösen Fragen.

Durch diese Vorträge ergeben sich dann wieder persönliche Beziehungen. Es gilt Besuche zu empfangen und Antwort zu erteilen auf viele viele Fragen. Bei all dem lerne ich ja wieder auch. Denn man sieht dann oft tief hinein in die Sorgen und das Ringen dieses innerlich zwiespältig gewordenen Volkes. Und immer wieder bestärkt sich mir der Eindruck: Wie äußerlich das Leben regsam vorwärts kommt, so wird auch das geistige Leben sorgsam ausgebaut in zäher, zielbewußter Arbeit. Das junge Japan ist infolge des Sports, der europäischen Sitzweise und besserer Nahrung fraglos körperlich größer als die früheren Geschlechter — Ärzte bestätigen diese Beobachtung —; wir wollen wünschen, daß das geistige Wachstum dem äußeren Zuwachs an Körperlänge entspreche. Dies tüchtige Innerliche wird bei uns in Europa sicherlich in weiten Kreisen noch längst nicht hoch genug geschätzt.

Johannes Witte

Zur Münchner Tagung des Evangelischen Bundes

Mit der Bitte, mir ein Wort der Erwiderung auf den Bericht in Nr. 40/41 über die Münchener Tagung zu gestatten, verknüpft sich mir unwillkürlich eine Erinnerung. Vor 20 Jahren habe ich in der CW gegen Schiele, der in warmen, nach meiner Empfindung mehr als warmen Worten den Verlauf des damaligen Katholikentages zu Ungunsten des Evangelischen Bundes schilderte, für den Bund eine Lanze gebrochen. Seitdem hat dieser Evangelische Bund vielerlei wechselnde Schicksale erfahren. Es konnte wohl nicht anders sein, so gewiß er das ebenso vieldeutige Programm „zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" auf seine Fahne schrieb. Auf der einen Seite ward ihm seine Herkunft verdacht aus den Kreisen der um Beyschlag sich scharenden Preußischen Mittelpartei. Man sah in ihm ein mehr oder weniger gefährliches Instrument der Kirchenpolitik und nahm ihm übel, daß er versuchte, einen Zusammenschluß aller protestantischen Richtungen herbeizuführen, wenn auch zunächst nur in der Absicht, die gemeinsame Front gegen Rom zu sichern. Dann wieder wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß diese Frontstellung gegen Rom die gesamtkirchlichen Interessen vereinseitige. Oder, er steigere die konfessionellen Gegensätze und führe eine Sprache, die mehr der Leidenschaft als der Gerechtigkeit entspringe. Noch schwieriger gestaltete sich die Lage, als das große Thema „Evangelischer Bund und Politik" auf die Tagesordnung kam und zu dem Wunsche führte, unmittelbar in die Politik und ihren parlamentarischen Betrieb mit entschiedener Wendung einzugreifen. Die Einen waren dafür, die Andern dagegen; dafür Graf Hoensbrooch, auch Theodor Kaftan, beide mit derselben Begründung, wenngleich von entgegengesetztem Standpunkt, den Bund von der religiösen Aufgabe zu entlasten; dagegen naturgemäß die Parteien. Schließlich nahm D. Rade das Wort, um darauf hinzuweisen, daß auf absehbare Zeit das Nebeneinander von Protestantismus und Katholizismus eine gegebene Tatsache sei, die auch der

Bund beachten müsse, und unterbreitete Vorschläge zu einer veränderten Haltung des Bundes (1908, 37. 40. 43).

Dieser Rückblick erleichtert es mir, zu der Münchener Tagung Stellung zu nehmen. Denn er beweist, daß das „Deutsch-Protestantisch" in der Firma des Evangelischen Bundes ein großes Fragezeichen enthält und Probleme ersten Ranges umschließt. Auf jenes Fragezeichen ein Ausrufungszeichen zu setzen und diese Probleme bei den Hörnern zu fassen, war offenbar wie Ziel und Zweck so Pflicht und Recht des Redners, dem das Vertrauen des Bundes den ersten Vorsitz übertrug. Ich will ganz offen sein und sagen, daß den Mitgliedern des Präsidiums der Inhalt der Rede vorher nicht bekannt war. Wir hätten vielleicht auf starke Töne hie und da einen Dämpfer gesetzt, wie es behutsamen Leuten zukommt, die um die öffentliche Meinung und ihre unberechenbaren Wellenschläge oder auch mutwilligen Brandstiftungen aus reicher Erfahrung Bescheid wissen. Aber wir hätten dann doch geurteilt: „Sag dein Sprüchlein und forcht dich nit." Das macht die ungeheure Spannung, in der wir alle leben. Einst gehörte es zum eisernen Bestand im Begriffslexikon des Evangelischen Bundes, vom protestantischen Kaisertum als einem Bollwerk des deutschen Protestantismus zu reden und Luther und Bismarck zu konfrontieren. Wir standen damit nicht allein. Blättere ich in den Annalen der CW, so begegne ich im Jahre 1895 einem schönen Gedenkwort zu Bismarcks 80. Geburtstag, das die Bedeutung des großen Mannes für Protestantismus und evangelische Kirche feiert und mit den Worten schließt: „Gott segne und schütze unsern Bismarck. Er erhalte ihn noch lange Zeit unter uns und erhalte sein Bild unserm Volke für alle Zeiten lebendig als eine Quelle der Kraft!" Darf es verwehrt sein, einer solchen Überlieferung ehrfürchtig nachzuhängen, weil inzwischen die Verhältnisse des staatlichen Lebens sich um und um gewandelt haben? Oder noch deutlicher zu reden, gereicht es dem, der von Heinrich von Treitschke und seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" den Sinn aller deutschen Geschichte erlernte, zur Ehre oder zur Unehre, wenn er sich dieses tiefsten Sinnes nach innen nicht zu entschlagen weiß? Ist es verdammlich, das drastische Wort vom tintenkleckſenden Säkulum, verglichen mit den großen Männern Plutarchs, in ehrlichem Kummer nachzusprechen und bei dieser Gelegenheit den Befreiern von Ostpreußen an ihrem Jahrestage den Kranz der Huldigung zu flechten? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt in den Hintergründen oder im Untergrund unseres öffentlichen Lebens so ziemlich Alles ab, hängt auch das Urteil darüber ab, was und wie in München geredet wurde. Man mag sagen, es war Romantik. Aber ein Recht dazu hätte man erst, wenn man zum mindesten den Versuch macht, zwischen Einst und Jetzt eine Brücke zu schlagen, oder bereit ist zuzugestehen, daß bis auf Weiteres ein Graben immer ein Graben bleibt. Insofern finde ich, daß der Merzsche Bericht vom Standpunkt der Tagesoberfläche geschrieben und kaum auch nur berührt ist von dem Schmerz seiner Spannungen, um die es sich in Wahrheit handelt: — ein Stimmungsbericht vom Frühherbst 1924, aber leider nicht mehr; und das ist nicht genug.

Stimmungsbericht. Von völkischen Dingen. Was gehen uns, den Bund als Ganzes, eigentlich die völkischen Dinge an? Wenn der Berichterstatter keinen Unterschied findet zwischen der Rede D. Doehrings und den Reden, die in München auf völkischen Festen in der Gefolgschaft Hitlers gehalten werden, so hätte er sich besinnen sollen: Wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe. Kein Wort von „völkisch" ist gefallen, und man wird ja nicht unterstellen wollen, daß dies aus Diplomatie geschehen sei. Auch dem Sinne nach war da nichts Völkisches. Oder ist nationales Ethos schon darum in Verdacht zu nehmen, weil es aus einer glühenden Seele heraus geboren ist und allerdings an dem Bestehenden rückhaltlose Kritik übt? Inzwischen haben die Völkischen versichern lassen, sie seien nicht gewillt, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Das muß ja wohl genügen. Wir könnten Gleiches mit Gleichem erwidern, wollen aber lieber daran erinnern, daß uns von jeher Jeder willkommen war, der das Vaterland und das Evangelium hochhält, unangesehen, welche Stellung er sonst im politischen Leben einnimmt. Das Gleiche gilt für Ludendorff. Den Befreier Ostpreußens grüßten wir, auch den Mann, der den Mut hatte, auszusprechen, es sei Pflicht, den politischen Ultramontanismus im Gegensatz zum religiösen Katholizismus nachdrücklich zu bekämpfen, wiewohl er als Protestant etwas weit darin ging, beiden Konfessionen, der einen wie der andern, die gleichen Segnungen zuzuschreiben und ihr Zusammengehen zu fordern. Der Berichterstatter sieht in der letztgenannten Forderung die Ironie des Widerspruchs gegen die Kampfparole des Bundes. Er übersieht die Distinktion zwischen Ultramontanismus und Katholizismus. Aber zurück zu Ludendorff, so steht er als Politiker uns so nah oder fern wie jeder andere Politiker. Wobei es zur Erhärtung der Tatsachen nötig und nützlich sein wird, noch ganz besonders zu betonen, daß die Frage nach Republik oder Monarchie überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist und gar nicht kommen konnte.

Soviel von der Tagung des Gesamtbundes in München. An sie schloß sich in voller Unabhängigkeit eine Tagung des Bayrischen Hauptvereins. Hier sind dann in dem Vortrag des Nürnberger Studienprofessors Höfler die völkischen Dinge eingehend erörtert und in freundnachbarliche Beziehungen zum Protestantismus gesetzt worden. Unsere bayrischen Freunde wußten, warum, und der gedruckte Vortrag beweist, daß der Redner die Ruhe und Sachlichkeit gewahrt hat. Ich glaube zu wissen, daß die Versammlung ursprünglich in geschlossenem Kreise geplant war zum Zweck der Auseinandersetzung zwischen den Nächst-Beteiligten. Das hat sich nicht durchführen lassen. Aber wie dem auch sei, und wie man auch im Einzelnen urteilen möge, so entsprach es den Traditionen des Bundes, die jeder Landschaft das Ihrige lassen, auch den Bayern nicht vorzugreifen, geschweige einzugreifen.

Die Orgel des Bundes hat viele Register. Einheitlichkeit ist nicht Einförmigkeit. Wer dem Evangelischen Bunde näher steht, hat manchen Sturm erlebt, der unsere Reihen bewegte. Das wird wohl überall so sein, wo große Organisationen zusammentreten. Aber es hat uns nicht geschadet. Wir sind beieinander geblieben und fanden die gemeinsame Linie, zuletzt in dem heute noch maßgebenden Programm von 1921.

Ich schreibe diese Zeilen unter völliger Ausschaltung der ganz unmöglichen, wenn auch nicht ungewohnten lärmenden Kundgebungen der aufgeregten katholischen Presse *), der schon ein Dorn im Auge war, daß wir nach München gingen. Ich schreibe sie lediglich in der Hoffnung, auch alte Freunde überzeugen zu können, daß München zwar heißer Boden war, daß aber für uns kein Grund vorliegt, uns als gebrannte Kinder zu fühlen, die das Feuer zu scheuen hätten.

Berlin Hermann Scholz

Die Frankfurter Tagung des BGC

Nach Eisenach, der Elgersburg und Weimar nun Frankfurt, die elegante westliche Großstadt, als Tagungsort! Sie hat den drei mit geistiger Darbietung und Verarbeitung vollgedrängten Tagen ihr charakteristisches Gepräge verliehen. Die Entspannung, die die grünen Wälder und Matten Thüringens und der behaglich-bürgerliche Lebensrhythmus seiner Mittelstädte boten, fehlte — an ihre Stelle trat die straffe, bewußte Konzentration, die die Großstadt

*) Auf die wir ja auch keine Rücksicht genommen haben. D H

von dem verlangt, der ihren Reichtum an Geschichte und Kunstschätzen kennen lernen will, ohne sich an sie zu verlieren. So gab es auch „Abwechslung", aber doch besonderer Art. Vielleicht werden manche Freunde des „Gegenwartchristentums" das Gefühl haben, das „Gemüt" sei dieses Mal weniger auf seine Rechnung gekommen, und doch war vielleicht gerade unter diesen Umständen die geistige Gesamtwirkung um so einheitlicher, die Gesamtwirkung, die von dem beherrschenden Gedanken unserer geistigen, insbesondere religiösen Krisis auf alle Teilnehmer ausging.

Schon in der Vorversammlung des „Reichsbundes für Religionsunterricht und religiöse Erziehung" und dem Vortrag seines neuen Vorsitzenden, des Oberstudiendirektors Dr. Schlemmer über „Freiheit des Religionsunterrichtes und Freiheit im Religionsunterricht" klangen die „problematischen" und „kritschen" Töne leise an. Freiheit — ein Ideal, das dem heutigen Geschlecht in mehr als einer Beziehung fraglich geworden ist, ein Wort, das nicht nur Herr v. Gräfe „nicht mehr hören" kann, und das doch für unsere heutige Geisteskultur und so auch für moderne Pädagogik grundlegende Voraussetzung und bestimmendes Formprinzip ist, — was bedeutet sie für den Religionsunterricht in unserer krisengeschwängerten Lage? Als „Freiheit des Religionsunterrichtes" ist zu fordern, daß keine von außen her einwirkende Norm oder Institution Methode, Gang und Ziel des Unterrichtes bestimmen, also nicht Kirche noch kirchliches Bekenntnis oder Staat und politische Tendenzen in die Eigengesetzlichkeit des Unterrichtes eingreifen. Als organischer Teil der kulturellen Erziehungsarbeit und des seelischen Bildungsprozesses wird dieser Unterricht vielmehr sich nur von den aus seiner pädagogischen Aufgabe sich ergebenden Bestimmungen leiten lassen dürfen. Diese Aufgabe aber ist die Einführung des Kindes in die Welt der Religion, wobei die Religion einesteils als persönliches Glaubensverhältnis zu Gott, andernteils als geschichtliche, kulturelle Geistesmacht zu verstehen ist. Demnach bedeutet die weiterhin zu fordernde „Freiheit im Religionsunterricht" zweierlei: daß der Ausgangspunkt allein vom Kinde, seinem geistigen Bedürfnis und Vermögen zu nehmen sei, und daß der Unterrichtsstoff aus der ganzen Fülle des religiösen Lebens, insbesondere dem deutsch-evangelischen Leben gewonnen werden müsse. Die Freiheit ist also die des Kindes zu seiner eigenen Entwicklung. Es soll fragen, und auf seiner geistigen Initiative soll der Unterricht als „Arbeitsunterricht" aufgebaut werden. So wächst es in die überindividuellen geistigen, kulturellen, sittlichen und religiösen Bindungen hinein, indem die Welt lebendiger religiöser Werte in ihm wirksam wird. Es soll lernen, sich seinen Weg zu Gott zu suchen, nicht nur einen einzigen als den autoritativen geführt werden, sondern die Wahrheit des Gerhardtliedes in sich erfahren: Weg hast du allerwegen.

Eine sehr lebhafte Aussprache schloß sich an, in der eine größere Zahl von Religionslehrern von Volksschulen und höheren Schulen die starken Anregungen des Vortrages zustimmend und kritisch aufgriff.

Mit dem dreistündigen Vortrag des Direktors des Frankfurter Sozialen Museums, Dr. Heinz Marr, am Nachmittag desselben Tages, begann die eigentliche Tagung, von Martin Rade eingeleitet: „Die Krise im volkstümlichen Marxismus. Und die christliche Aufgabe?" In atemloser Spannung, Zeit und Raum vergessend, folgte die Zuhörerschaft den geist- und seelenvollen Ausführungen, in denen ein tiefer und feiner Geist seine umfassende Kenntnis und ein leidenschaftliches Miterleben der tragischen Entwicklung zu lebendiger Anschaulichkeit brachte. Vom volkstümlichen Marxismus als einem Massenglauben war die Rede, nicht von dem Marxismus als wissenschaftlichem System. Nicht um seiner Wissenschaftlichkeit willen, sondern trotz dieser ist Marx populär geworden, weil die Voraussetzungen und treibenden Motive seines Denkens mit der seelischen Konstitution und dem Glaubensbedürfnis der Massen zusammenstimmten. Es fällt dabei die weitgehende Verwandtschaft seiner Lehre mit der jüdischen Seelenhaltung und ihrer messianischen Eschatologie auf. Von allem sind zwei Elemente seiner Lehre ins Volksbewußtsein aufgenommen worden: die Mehrwertstheorie, nach welcher das kapitalistische Gesellschaftssystem auf dem von der Überschußarbeit des Proletariats herrührenden Profit, also auf dem Grundsatz seiner „Ausbeutung" aufgebaut sei; und die sozialistische Evolutionstheorie, der Glaube an die mit Naturnotwendigkeit sich vollziehende Geschichtsentwicklung zur Katastrophe und zur Entbindung des Sozialismus hin (messianische, eschatologische Erlösungslehre). Dieser auf das kommende Wunder gerichtete und aus solcher glutvollen Hoffnung die Gegenwart ertragende Massenglaube ist in verschiedenen stufenweise aufeinander folgenden Katastrophen zusammengebrochen. Die Hoffnungen und Prophezeiungen erfüllten sich nicht. An Stelle des Wunders trat die Notwendigkeit, im kapitalistischen System sich einzurichten und, so gut es ging, sich in diesem wirtschaftlich zu behaupten: der gewerkschaftliche Reformismus. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges aber bricht auch der allgemeine Fortschrittsglaube, der zivilisatorische Optimismus zusammen. In der Novemberrevolution, die nie eine Illusion gehabt hat, revoltiert der krasse, zügellose Wirklichkeitssinn der Massen gegen die eigene Partei und ihre Führung. Die Ernüchterung und das Erwachen wird immer furchtbarer. Die vierte Krise stellt das Aufkommen der Jugendbewegung dar, soweit sie für dieses Problem in Frage kommt, indem sie die soziale Frage und die Voraussetzungen der sozialistischen Ideologie selbst in Frage stellt. Sie bringt die Abkehr von der Stadt und der städtischen Kultur, die Entwertung des atomistischen Gesellschaftsideals zu Gunsten eines neuen Gemeinschaftsgefühles, die Absage an die soziale Vorwärtsillusion und Flucht in die romantische Rückwärtsillusion. Im Jungsozialismus will der Marxismus wieder ethisch und religiös werden, er greift, auf Erden nirgendwo beheimatet, zu der „Aufwärtsillusion" der sich selbst vergottenden Persönlichkeit. — Was aber soll und kann der Christ in dieser verzweiflungsvollen Lage tun? Der religiöse Sozialismus versucht, das Wunder, an das die Masse selbst nicht mehr glaubt, nachträglich religiös zu sanktionieren — vergeblich. Aber auch die evangelisch-sozialen Bestrebungen vermögen hier nicht die erlösende Parole auszugeben, denn das Evangelium hat ein positives Sozialprogramm, und nicht in der Gesellschaft, sondern in der Gemeinschaft liegen die Anknüpfungspunkte für den Christen. Nicht im Ausgleich der sozialen Interessen, sondern in der Entwertung der Werte, um die der soziale Kampf geht, liegt die religiöse Lösung der sozialen Frage. Darum zurück zu Luther, der durch seine Scheidung von Gott und Welt erst die Möglichkeit ihrer religiösen Verbindung schafft! Christus — und dennoch die Welt!

In der Debatte traten unter Anderen Mennicke und Löw für die religiös-soziale Position, Göthe und Schlemmer für die Jugendbewegung ein. Fuchs unterstrich die Tragik der sozialen und religiösen Not der Massen, während Foerster und Jaeger dem Hinweis Marrs auf die religiöse Lösung im Sinne Luthers beipflichteten und K. L. Schmidt um eine Ausführung dieses Hinweises bat, die Marr für die Drucklegung des Vortrages zusagte.

Am folgenden Tag sprach Dr. Hinrich Knittermeyer über „Kant und den Protestantismus der Gegenwart". In seinen ringenden, durch ihre außerordentliche Abstraktheit an Konzentration und Einfühlungsvermögen stärkste Anforderung stellenden Worten kam der Krisencharakter unserer religiösen Lage und ein schier hoffnungsloser Pessimismus zu ergreifendem Ausdruck. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kant, Luther und uns greift an unsere geistige Existenz, so wurde

ausgeführt (vgl. zum Folgenden auch die Leitsätze). Um uns, unsere augenblickliche geistige und kulturelle Lage und Verfassung, um das historische „Jetzt", in dem wir stehen, handelt es sich, und um die Bedeutung Kants und Luthers für diese vielleicht endgültig verhängnisvolle Krise. In solcher Selbsterkenntnis wird zunächst klar, daß Kants philosophischer Standpunkt die nicht zu umgehende Voraussetzung und Grundlage für unser Kultur- und Zeitbewußtsein bildet. Sein Zentralgedanke der Autonomie (Eigengesetzlichkeit) bedeutet die Absage an allen theoretischen, spekulativen Intellektualismus, der unmittelbar gültige, objektive Aussagen über Mensch, Welt und Gott machen zu können glaubt. Er bedeutet ihren Ersatz durch bloße Beurteilungsversuche vom geistesgeschichtlichen, menschlichen Standpunkt aus. So spricht sich in den Gedanken der Autonomie unser geistiges, zugleich unser geschichtliches Schicksal und damit die Krise aus, in die wir als solche geschichtlich-geistige Wesen mitsamt unserer Kultur stets gestellt sind. Die idealistische Philosophie bedeutet eine Verkennung dieser radikal-kritischen Situation, aus der es auch keine Flucht in die vermeintliche Objektivität mittelalterlich-katholischen Denkens gibt. Ritschl und Herrmann sind ihr noch am ehesten gerecht geworden. In solcher Lage ist die Autonomie für uns der einzig mögliche Anknüpfungspunkt für die Begegnung mit Gott. Die „Eigengesetzlichkeit", unser Schicksal, wird aber Gott gegenüber zur Sünde. Für Luthers geistesgeschichtliche Lage bestand diese Krisis noch nicht. Er zeigt uns die Spannung zwischen „Erkennen" und „Glauben". Der Versuch aber, von der „Autonomie" aus diese Spannung zu überwinden, ist die Ursünde. Der Versuch dieser Selbstverwirklichung ist — mit Natorps Worten — „Abbruch an der Allheit". Diese Krisis ist die jedes geschichtlichen Augenblicks. Das Wissen um diese Krisis und unsere Ohnmacht ist das Harren auf die Erlösung durch Gott. Daß Gott sie schenkt, indem er selbst in sie eingeht und Mensch wird, ist bereits keine philosophische Erörterung mehr. Für uns gilt es, diese Spannung vom Standpunkte der Kantischen Autonomie aus festzuhalten, denn allein von ihr aus gibt es für uns einen Zugang zu Gott.

Die Aussprache wurde durch einen weiteren Vortrag von Heinrich Barth eröffnet, der vom verwandten Standpunkt aus in sachlich stark abweichenden Ausführungen zum Thema sprach, und von Bornhausen, Bruhn, Pöhlmann weitergeführt, ohne daß es gelungen wäre, die Gedanken Knittermeyers kritisch zu durchdringen.

Eine Andacht von Paul Jaeger über Luk. 18, 9—14 hatte den Tag eingeleitet. Beschlossen wurde er durch einen von Wilhelm Stählin in der Katharinenkirche gehaltenen Gottesdienst mit einer Predigt über Offenbarung 1, 4. Später vereinte ein geselliger Abend im Volksbildungsheim die Frankfurter Freunde mit ihren Gästen. Der folgende Tag brachte einen Vortrag von dem Vorsitzenden des Verbandes des Freien Protestantismus Dr. Luther über das Thema: Kirche, Ideal und Wirklichkeit, dessen Gedankengang aus den bereits abgedruckten Thesen hinreichend ersichtlich ist. Wiederum schloß sich eine lebhafte Aussprache über Begriff und Wirklichkeit der Kirche und der Kirchen an. Am Nachmittag berichtete im Anschluß an eine Sitzung des Evangelisch-sozialen Kongresses Dr. Devaranne über die Entstehung der chinesischen Nationalkirche. Abends sprach Stählin in der mit Jugend dicht besetzten deutsch-reformierten Kirche eindringlich „vom Ungewissen und vom Gewissen".

Alles in allem: nicht nur multa, sondern multum, wovon dieser knappe Bericht nur Andeutungen geben konnte. Den Text der Vorträge samt Aussprache möge man in dem Sonderheft nachlesen, das der Verlag von Friedrich Andreas Perthes über die Tagung herausgibt.

Schweinsberg Ernst Neubauer

Merseburg

Die Provinzialtagung des Bundes für Gegenwartchristentum, die die Freunde der Christlichen Welt, den Bund Freie Volkskirche in der Provinz Sachsen und die Freunde evangelischer Freiheit in Anhalt und Braunschweig vom 6.—8. September in der alten Bischofsstadt Merseburg vereinigte, stand stärker als die früheren Versammlungen unter dem Zeichen der Volkskirche. Man hatte Sonnabend und Sonntag als Versammlungstage gewählt, um den Charakter einer bloßen Theologenversammlung zu vermeiden: der zahlreiche Besuch der drei Vorträge und der volle Kirchenbesuch in dem herrlichen Dom rechtfertigte diese Neuerung. Im Mittelpunkte der geschlossenen Versammlungen stand die aktuelle Frage der preußischen Kirchenwahlen, bei denen in der Provinz, voraussichtlich auch in anderen, der Bund Freie Volkskirche gesondert vorgehen muß: die Evangelische Vereinigung lehnt ein Zusammengehen mit ihm ab, um nach rechts hin Fühlung zu behalten. Da auch die Gemeinschaften eine eigene Liste aufstellen, wird es drei Listen geben. Die Aussprache gewann besondere Bedeutung durch die Teilnahme von Alfred Fischer, dessen tiefinnerliche, weitherzige, charaktervolle Worte einen Höhepunkt der Tagung darstellten. Den ersten Vortrag hielt Niebergall über „Gott als Erzieher", fein pädagogisch aufbauend, mit Nachdruck das „Damit" Gottes bei all seinen Führungen betonend, den Nichttheologen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassend. Dell-Gießen sprach über „Macht und Gewalt als sozialethische Probleme", auch dem geschulten Verständnis nicht immer leicht. Er verzichtete ausdrücklich auf eine Lösung; die Hörer werden es ihm Dank wissen, daß er die Schwere des Problems nicht bloß, sondern die ganze Problematik des Gesellschaftslebens vor ihnen entrollte. Auch in seinem Schlußwort wollte er keine Förderung durch die Aussprache zugestehen und fand den einzigen Mittelpunkt unseres Lebens darin, daß wir nicht verworfen werden von dem Richter, vor dem wir stehen in jedem Augenblick. Das erfreuliche Ergebnis war doch, daß der so oft gemachte Unterschied zwischen Privat- und Gesellschaftsmoral von keiner Seite anerkannt wurde, daß die Grenzen rücksichtslosen Machtstrebens gezeigt, neben der äußeren die innere Macht betont und von mehr als einer Seite die Lösung der Bergpredigt aufrechterhalten wurde. Der letzte Vortrag von Vogel-Böhlitz zeichnete die ganze Schwierigkeit der Lage des freien Protestantismus in der Gegenwart, rief aber zum „aktiven Warten" auf, zur Betätigung zumal in der Kirche. Keine Verachtung der Anderen, aber starker Anspruch darauf, daß wir nötig sind um des Ganzen willen, nach Schleiermachers Wort: Das ganze Volk soll die Kirche sein, aber ein Jeder in ihr stehen mit seiner Religion. Die Aussprache konnte hier die Linien des Vortrags nur verstärken. Geibel, der die Seele der ganzen Tagung war, betonte die kirchliche und völkische Notwendigkeit des freien Protestantismus und den Reichtum unseres Volkes vor anderen Völkern, wo die Parteien sich in verschiedenen Kirchen organisiert haben. Solange wir können, werden wir drin bleiben in der Kirche der Väter und scharf unterscheiden zwischen dem Evangelium und allem gesetzlichen Wesen.

Den Mittel- und Höhepunkt der Tagung bildete der Gottesdienst, den uns Bithorn in seiner Domkirche über den aus dem Evangelium des Tages von selbst dargebotenen Text Joh. 8, 31. 32 hielt, kraftvoll gediegen, zum Ganzen der Tagung sich fügend, ja es tragend. Ein Gottesdienst, erbaulich in jeder Beziehung: durch den herrlichen Raum mit seiner meisterhaft gespielten wundervollen Orgel, durch die feine Liturgie mit ihrem wohlbedachten Aufbau und den schönen Gesängen des Altenburger Kirchenchors, dessen Dirigent Kantor Gutbier die größten Verdienste um die Anordnung des Ganzen hat. Besichtigungen von Heimatmuseum, Dom, Domkapitelsbibliothek mit den Merseburger Zaubersprüchen, am Montag noch in kleinstem Kreise Besichtigung der sehr zum Nachdenken anregenden Siedlung Leuna vervollständigten das schöne Bild, das die Merseburger Tagung bei den Teilnehmern zurückgelassen hat.

Schackstedt Ewald Stier

Das religiöse Problem in Sowjetrußland

Aus der Frankfurter Zeitung Nr. 688

2. Die Krise der orthodoxen Kirche

Die Februarrevolution des Jahres 1917 wurde — es klingt schon fast wie ein Märchen — von weiten Teilen der orthodoxen Kirche begeistert begrüßt. Gewiß, unter dem alten Regime hatte die Kirche viel, ja alles vom Staat, aber sie war zugleich in eine Knechtung geraten, die von ihren besten Köpfen, von den eigentlich religiösen Köpfen immer schmerzlicher empfunden wurde. Peter der Große hat bekanntlich das Patriarchat aufgehoben und dafür den Allerheiligsten dirigierenden Synod geschaffen. In dieser Behörde wurde immer wichtiger der Oberprokuror, der Sendbote des Staates. Er leitete schließlich die Kirche, während Peter des Großen Idee doch war, daß er nur den Beschützer des Staates gegen die mächtige Kirche bilden

sollte. Mit dem Zusammenbruch des Zarismus waren Synod und Oberprokuror nicht mehr zu halten; der Herzog fiel, der Mantel mußte nach. Ein Kirchenkongreß trat in Moskau zusammen und stellte das Institut des Patriarchats wieder her. Zum Patriarchen wurde Tychon, Erzbischof von Jaroslaw, gewählt. Dieser Tychon ist ein merkwürdiger Geselle. Heute dreiundsechzig Jahre alt, höchst begabt, höchst ehrgeizig, glänzender Organisator. Aber die Diplomatie, die dem römischen Klerus eingeboren ist, hat er erst lernen müssen. Als 1921 die Kirchenschätze beschlagnahmt wurden, ließ er sich unklugerweise dazu hinreißen, feierlich zu protestieren und durch Manifest sein Anathema über den Staat auszusprechen. Höchst unklug war das aus zwei Gründen: einmal, weil in den ersten Jahren der Revolution aus oben angeführten Gründen die Kirche noch ziemlich schwach war und weil sie sich deshalb noch sehr hüten mußte, den Staat allzusehr herauszufordern. Zweitens aber auch, weil der Grund der Beschlagnahme populär war. Damals wütete der Hunger, und die Sowjetregierung konnte sich leicht darauf berufen, daß die sinnlos in den Kirchen liegenden Schätze — Gold, Silber und Edelsteine — bestimmt sein sollten, das Volk vom Hungertod zu erretten. Immerhin bekam Tychon durch sein Manifest viel fanatisiertes Volk auf die Beine. Dem orthodoxen Gläubigen sind vielleicht noch wichtiger als die Kirchenbilder ihre goldenen und silbernen Umhüllungen. Diese aufgeregten Massen fielen die staatlichen Organe an, die die Beschlagnahme verwirklichten. Es kam zu Blutvergießen, das natürlich mit einer Überwältigung der Empörer schloß.

Alle diese Zwischenfälle (viele Schätze wurden auch verborgen), benutzte die Sowjetregierung, um Ende 1921 eine Gegenströmung von Geistlichen zu arrangieren, die Tychon zudem mit der Behauptung entgegentraten, daß er Dogmen gefälscht habe. Dies der Ursprung der „lebenden Kirche". Im übrigen ist die Differenz zwischen den Kirchen gering. Es besteht bei der lebenden Kirche kein Patriarchat, sondern nur eine Synode, was schon beweist, daß sie vom Sowjetstaat abhängt, wie die orthodoxe Kirche Anhängsel des Zarismus war. Wo es sonst einen Unterschied gibt, da handelt es sich um Köder. In der orthodoxen Kirche darf der Geistliche der höheren Grade nur einmal heiraten und auch nur vor der Weihe (der Bischof gar nicht), während die „lebende Kirche" eine zweite Eheschließung nach der Weihe erlaubt.

Die „lebende Kirche" entwickelte sich zunächst nicht ungünstig. Bei der Mutterkirche blieben — gemeint ist die Entwicklung in den Städten — die feudalen und halbfeudalen Schichten, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren, daneben typische Kleinbürger, wie die wegen ihrer reaktionären Gesinnung berüchtigten Fuhrleute. Zur „lebenden Kirche" dagegen stießen moderne Schichten. Von der Sowjetregierung wird behauptet, daß der Staat dieser Kirche niemals Geldmittel zugewendet habe. Nehmen wir das einmal an, so hat er ihr doch auf jeden Fall genug indirekte Zuwendungen gemacht durch Steuerbefreiung und mildere Bestimmungen im Gebrauch der Kirchen. Außerdem hat er die „lebende Kirche" durch Zuweisung der besten Kirchengebäude stark bevorzugt; so wurde ihr das prächtige und größte Gotteshaus Moskaus, die marmorne Erlöserkirche, gegeben. Im Anfang waren die Gottesdienste der „lebenden Kirche" gut besucht, teils weil ein wirkliches Interesse für die neue Gemeinschaft bestand, teils aus Neugier, teils aber auch, weil man sich zu einer Zeit, wo Tychon und seinen Anhängern der Prozeß gemacht wurde, vor dem Besuch der Kirchen alter Richtung fürchtete.

Der Prozeß gegen Tychon wurde im März 1924 niedergeschlagen, nachdem der Patriarch sich im Sommer 1923 unterworfen und die Sowjetregierung anerkannt hatte. Diese Unterwerfung hatte eine neue Kirchenkrise zur Folge. Tychons Anhänger verließen ihn scharenweise und versuchten eine neue Kirche zu bilden, orthodoxer noch als die Orthodoxie. Verstärkt wurde diese Tendenz durch den Auflösungsprozeß der „lebenden Kirche". Nach kurzer Scheinblüte verfiel dies künstliche Gewächs: einer der Führer, der Protopope Krasnitzki, versöhnte sich an der Spitze vieler Bischöfe und Popen mit Tychon und trat in die Synode Tychons ein. Daß Tychon ihn aufnahm, haben ihm die Überorthodoxen niemals verziehen. Übel vermerkt haben diese Kreise auch, daß Tychon in seinen Kirchen jetzt Gebete nicht nur für das Land, sondern auch für die Regierung sprechen läßt. Sie betrachten ihn nunmehr als Verräter und es gibt Gemeinden, die ihn direkt exkommuniziert haben.

Die heutige Lage der orthodoxen Kirche ist also einigermaßen verworren. Die „lebende Kirche" hat ausgespielt, ihre Gotteshäuser sind leer. Einen besonderen Schlag hat sie durch den Abfall des Erzbischofs Nikolaus erlitten, der Ende Mai an der Spitze einer Delegation auf eine Propagandareise nach den Vereinigten Staaten geschickt wurde, in Riga aber schon zusammen mit seinen Hierarchen sich feierlich von der „lebenden Kirche" lossagte. Damit hat sich gezeigt, daß alle Gewaltsamkeit in religiösen Dingen ins Leere stößt. Moskau hatte geglaubt, daß dem gewaltsamen Umsturz in Politik und Wirtschaft leicht auch ein Umsturz in der Religion zur Seite gesetzt werden könne, aber das war eine höchst unpsychologische Berechnung. Die Kreise, die den roten Umsturz tragen, sind überhaupt irreligiös, die anderen aber, die ihn ertragen, weil ihre materiellen Interessen bis zu einem gewissen Grade mit dem Kommunismus zusammenlaufen, halten sich umso eher seelisch von ihm fern, jemehr sie für ihr eigenes Selbst doch noch ein Eckchen ihrer Persönlichkeit retten wollen. Eben weil sie materiell gegen ihre Natur bolschewistenfreundlich sind, weisen sie ideell alles ab, was ihnen von dort oktroyiert werden soll. Im Anfang hat man sie auch ideell überrumpelt, deshalb konnte überhaupt eine „lebende Kirche" zustandekommen, jetzt aber besinnen sie sich auf sich selber und dieser neue Wind verfliegt in nichts. Aus diesem Grunde wird auch der Widerstand gegen Tychons Opportunismus (er ist nicht sowjetfreundlich, sondern opportunistisch) anwachsen. So hat die intransigente Orthodoxie eine gewisse Zukunft. Dennoch wird das durch Tychon repräsentierte Zentrum zunächst nicht ausgehöhlt werden. Es hat die Masse der Kirchengebäude und die Masse der Priester und es rechnet richtig mit dem lethargischen Konservatismus der Masse der Gläubigen. Noch ist — und das ist das Entscheidende — die innere Krise der orthodoxen Kirche nicht aufgebrochen*).

Moskau, Ende Juli 1924 Adolf Grabowsky

Proletarierjugend und Religion

Die in Deutschland immer noch nicht genügend eingeschätzte Religionspsychologie hat eine wichtige Bereicherung erfahren durch eine Schrift, die für den Religionsforscher und praktischen Theologen geradezu den Wert einer Quelle besitzt, aber auch dem religiös interessierten Laien wertvollste Anregungen zu geben vermag:

Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend in Selbstzeugnissen dargestellt. Von Günther Dehn. Furche-Verlag in Berlin. 1923. 74 S. 1 M.

Wenn die Pädagogik mit Recht fordert, der Jugendbildner müsse seinen Standpunkt vom Kinde her nehmen, so sollte auch Theologie und Seelsorge gewissenhaft darauf achten, die jeweils gegebene seelische Struktur und den wirklich vorhandenen Befund an religiösen Komplexen zum Ausgangspunkt ihrer dem Reiche Gottes dienenden Arbeit zu machen. Ein hochinteressanter und nachahmenswerter Versuch dieser Art liegt in der inhaltsreichen Broschüre Dehns vor. Der Verfasser hat in Gemeinschaft mit dem Berliner Psychologen Dr. Ernst Lau durch Besuche in Berliner Fortbildungsschulen den Versuch gemacht, die religiöse Gedankenwelt der im Alter von 14—18 Jahren stehenden großstädtischen Arbeiterjugend beiderlei Geschlechtes kennen zu lernen. Gegen 3600 Jungen und Mädchen aus fast allen bekannten Berufsklassen, vom Ungelernten bis zum jungen Kaufmann, haben sich mündlich oder schriftlich geäußert. Gespräche sowohl wie Aufsätze lieferten unter Anwendung der Stichwortmethode, wobei keinerlei Hilfen für die Bearbeitung gegeben wurden, das Material. Solche Themen waren: „Gott, Hilfe, Tod" oder „Gott, Freiheit, Vaterland" oder „Meine Gedanken über Gott und Religion". Vielfach beruhen die zur Antwort gegebenen Äußerungen der Jugendlichen sicherlich auf traditionellen Erinnerungen sowie allgemeinen Denkgewohnheiten und Phrasen und entbehren des persönlichen Erlebnischarakters. Andererseits zeigt aber der Tenor und Stil der herangezogenen Beispiele, daß die Berliner Arbeiterjugend mit offenkundiger Ehrlichkeit eigenes Empfinden ausgesprochen hat, während bei gleichen Versuchen in einem Charlottenburger Lyzeum die Mädchen mit höherer Schulbildung und aus andern Gesellschaftsschichten eine stark betonte Zurückhaltung zeigten und die geforderte Leistung glatt ablehnten.

Die Aussagen der jungen Menschen atmen alle die gleiche Lebensluft: die Jugendlichen sind Proletarier, eingespannt in die abhängige, unsichere und sorgenvolle Lebenslage des Lohnarbeiters, in die Enge der Mietskaserne, Kinder der lärmenden, gleichmachenden, in Massenverhältnissen lebenden Großstadt, erfüllt von tiefer Liebe zur Natur, in starker geistiger Bewegung begriffen, politisch lebhaft interessiert, sozialistisch eingestellt, Freunde des Sportes und Wanderns, tätig in Vereinen, stets ergriffen von den Reizungen des Kinos, erotischer Beziehungen und der Schundliteratur, sowie der politischen Propaganda. Welche Gestalt haben nun bei diesen Jugendlichen die religiösen Gedanken und Gefühle gewonnen? Welches sind die herrschenden Vorstellungen über: Religionsunterricht, Kirche und Pfarrerstand, Gottesglaube, Weltleid, Natur, Vaterland und Freiheit? Leider muß als Gesamtresultat festgestellt werden: Diese Jugend ist mit wenigen Ausnahmen der Kirche und der Religion völlig entfremdet, die Mädchen weniger schroff als die Jungen. Einige wenige Beispiele Dehns mögen das verdeutlichen. Der Religionsunterricht wird von den Jungen recht skeptisch beurteilt. Besonders das Auswendiglernen wird durchweg gerügt. Die Religion wird als überflüssig und unbrauchbar für das Leben erklärt. „Bei der Elektrotechnik brauche ich keinen Religionsunterricht." „Es ist ja Mumpitz Alles und Schwindel." Die Mädchen zeigen mehr Sinn für den Religionsunterricht und sind für

*) Es folgt ein dritter und letzter Aufsatz: Die Lösung der Krise. Zu Obigem vgl. 33/34, 679 f. D H

dessen Beibehaltung. Der kirchliche Vorbereitungsunterricht wird im allgemeinen von Jungen und Mädchen freundlicher beurteilt. Bisweilen wird ein Zwiespalt zwischen Schule und Konfirmandenunterricht empfunden, und die Bevorzugung des kirchlichen Unterrichts recht eigenartig begründet: „Beim Pastor konnte man machen, was man wollte." Von dem eigentlichen Inhalt des Unterrichts ist wenig im Gedächtnis geblieben, während Nebendinge festgehalten werden („Er hat von seiner Studentenzeit erzählt"). Die Einsegnung als religiöses Erlebnis wirkt bei der männlichen Jugend nur in geringem Grade nach, weit stärker bei den Mädchen, denen die Erteilung des Segens und das leise Orgelspiel als das Schönste im Gedächtnis geblieben ist. Die Jungen wissen ihren Konfirmationsspruch durchweg nicht anzugeben. Auffallenderweise geht die Abendmahlsfeier an beiden, Jungen und Mädchen, völlig eindruckslos vorüber. Gegen Kirche und Gemeindeleben sind die Jugendlichen gänzlich teilnahmlos. Sehr kritisch äußern sich die Jungen über den Pfarrerstand und schwimmen hier in dem trüben Wasser verhetzender Phrasen: „Der Pfarrer redet nur, weil es sein Beruf so verlangt. Er selbst glaubt gar nicht an das, was er sagt." „Manche Leute lassen sich noch am Sarge die Ohren vollschwindeln." „Der Pfaffe freut sich, daß er durch Gott, wo es gar keinen gibt, Geld verdient hat." Der Kirchenbesuch wird für überflüssig erklärt unter Berufung auf das Bibelwort vom Gebet im Kämmerlein; „das, wie es scheint, für die Berliner Jugend bekannteste Wort der Heiligen Schrift hat eine, vom kirchlichen Standpunkt aus geurteilt, nahezu verhängnisvolle Rolle gespielt."

So ergibt sich ein Bild der Zerstörung der altüberkommenen religiösen Vorstellungen in der Seele der Arbeiterjugend. Als Ergebnis einer langjährigen mühsamen Arbeit der Kirche und Schule kann man nur buchen: Bibel und Katechismus sind versunkene Größen; Gottes- und Christusglaube, eine klare Erkenntnis von dem, was religiöser Glaube ist, die Begriffe Versöhnung, Erlösung, Vergebung, Tod und Fortbestehen der Seele im ewigen Leben treten völlig zurück. Für diese Jugend ist es selbstverständlich, daß die Religion aufgehört hat, eine das Leben bestimmende Macht zu sein. Die Gottesfrage hat für den jungen Proletarier kein wesentliches Interesse; Gott ist nicht Ziel inbrünstiger Sehnsucht, sondern höchstens Gegenstand rationalistischer oder moralischer Erwägungen. Und nun die Hauptfrage: Welches sind die Mächte dieser Zerstörung? Mit der Beantwortung möchte ich den Leser auf die Schrift selbst verweisen und begnüge mich hier nur mit einigen Andeutungen. Es ist vor allem das Problem der Theodizee, das die Gemüter der Proletarierjugend stark bedrückt. Der von der Jugend miterlebte Weltkrieg hat eine furchtbare religionszerstörende Predigt gehalten. Weniger verheerend erweisen sich die Einflüsse der populären Naturphilosophie Häckelscher Art; während von verhängnisvoller Wirkung die Überzeugung war, daß die Kirche ein Instrument der Bürgerlichkeit, daß sie im Kern verbunden sei mit der kapitalistisch-individualistischen Gesellschaftsauffassung und mit dem monarchischen Obrigkeitsstaat, daher eine Feindin anderer Staatsauffassungen und Gesellschaftsformen.

Die Hemmungen für die Entfaltung religiösen Lebens sind beim Proletarierjungen sehr stark; sie liegen in ihm und in seiner Umwelt. Als echtes Kind seiner Zeit ist er durch und durch rationalistisch und von den antiintellektualistischen Strömungen der Gegenwart unberührt. So kommt es, daß ihm der eigentlich religiöse Sinn fehlt: das Gefühl der Ehrfurcht für das Numinose, für die Erhabenheit Gottes und die Kleinheit des Menschen. Proletarisches Selbstgefühl lassen diese zarten Stimmen nicht aufkommen. Die Brutalität des öffentlichen Lebens zerstört das innere, geheimnisvolle Weben der Seele. An Stelle der Frömmigkeit tritt personales Kraftbewußtsein, Bewunderung für technische Leistungen und eine rein gefühlsmäßige Naturbegeisterung.

Dehn bietet auf engem Raum ein ungemein anregendes Material. Ich sehe den außerordentlichen Wert der Schrift darin, daß sie Jedem, dem es mit der Wahrheit ernst ist, die Augen öffnet, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Hüten wir uns vor verhängnisvoller Selbsttäuschung durch Illusionen! Dehns Schrift soll uns einen starken Anstoß zu gewissenhafter Prüfung unserer bisherigen Methoden der religiösen Seelenführung geben. Treten wir in den zarten Dingen der Religion nicht vielleicht zu autoritativ auf? Geben wir durch einen törichten, menschlich-engen Vorsehungsglauben nicht der Jugend selber ein Zerstörungsmittel in die Hand? Können wir uns selbst nicht frei machen von der falschen Verquickung politischer Anschauungen mit ewigen Dingen? — Wen ergreift es nicht im Innersten, wenn er bei Dehn den qualvollen Aufschrei eines Jungen liest: „Man tappt im Dunkeln hin und her und weiß nicht, ob etwas Wahres daran ist oder nicht!"

Wie kann man diesen Menschenkindern, den Opfern unnatürlicher Verhältnisse, die Wahrheit geben, die sie frei machen wird? Das soll uns unablässig beschäftigen.

Bielefeld Otto Bauer

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Ein Band feiner Gedichte ist mir zu Handen gekommen: Aus meiner Seele von Emma Aberle. Stuttgart, Georg Ebinger Verlag. 173 S. Es ist dieselbe Dichterseele, von der das in voriger Nummer besprochene, erst im Manuskript vorliegende Drama „Saul" stammt. Einfache, reimlose Sprache, innig empfundene Gedanken, tiefe Darstellung des Lebens einer schauenden Seele. Die Gedichte handeln von Natur, Liebe und innerer Welt. Das ist ein Buch für unsere Leser, die viel Erquickung aus ihm gewinnen würden — das Geschenk einer Frauenseele von reicher innerer Erfahrung an Solche, die an der Oberfläche keinen Frieden finden. Ich gebe zur Probe „Oktober-Ausklang":

Sonne füllt das Tal.
Ungezählte Sterbekerzen brennen.
Es ist still geworden.
Ich wandle an deiner Seite.
Lautlos, wie flügellahme Vögel sinken welke Blätter zu unsern Füßen nieder.
Leises Rascheln.
Ein verschlafenes Marienkäferchen klettert langsam an dem zarten, von Silberfäden umschlungenen Stempel eines blauen Glöckchens empor.
Über uns kreist ein Reiher.
Ringsum Einsamkeit und Frieden.
Wie wohl das tut!
Nur geschwind laß mich deine Hände halten, ein leis liebes Wort dir sagen. ...
Du aber sollst mich nichts fragen.
Wir wollen uns nochmals umkosen lassen von den weichen Mutterhänden der Sonne, ehe der Winter seinen kalten Mantel um uns schlägt. —

Daß die Dichterin seit dem fünfzehnten Lebensjahre bis heute in der Fabrik arbeitet, tut an sich nichts zur Sache; denn ihr Werk hat Wert in sich, macht aber die Leistung um so staunenswerter. Fände sich nicht ein Verleger und eine Bühne auch für ihre Dramen, die biblische Stoffe behandeln?

Was Arbeiter an künstlerisch-liturgischer Gestaltung leisten, mußte ich als Teilnehmer an einer proletarischen Feierstunde erkennen. Das in gedämpftem Rot gehaltene Halbrund eines der größten Theater Berlins nahm die Feiernden auf, die in tiefem Schweigen des Beginns harrten. Orgel, Geigen, Harfen boten klassische, ausgezeichnet wiedergegebene Musik. Ernst Tollers Worte redeten durch den Mund eines der ersten Schauspieler vom Märtyrertum des Proletariats zwischen Gefängnismauern und an blutbespritzter Wand, von der Sehnsucht nach einer neuen Welt der Brüderlichkeit und Menschlichkeit. Ein ehemaliger Mitgefangener und Leidensgenosse Tollers sprach einfach und ergreifend über den Zusammenhang von dessen Leben und Werk. Den Abschluß bildete ein Sprechchor, der Worte Tollers aus den „Maschinenstürmen" und desselben Chordichtung „Der Tag des Proletariats" in prachtvoller Steigerung wiedergab, die ihren Höhepunkt und Abschluß fand im gemeinsamen brausenden Gesang der Internationale. Auch als Nichtproletarier war man erschlagen von der Wucht dieses leidenschaftlichen Verlangens einer unterdrückten Klasse, die sich den Tag der Menschlichkeit erkämpfen will. Rein technisch eine Leistung, die jedoch die reichen Mittel der Großstadt voraussetzt; inhaltlich die Erfülltheit mit einer großen Idee, in der sich Klassengefühl, Märtyrerstolz, Kampfeswille und Menschlichkeit mischten. Ihr sollt Mensch sein, nichts als Mensch sein! Auf diesen Ton war das Ganze gestimmt. Aber — das Theater war nur halb voll. Es scheint mit diesen proletarischen Feierstunden Berlins ähnlich zu gehen wie mit den Kirchen: Gleichgültigkeit gegen jede Erbauung, ob christliche oder sozialistische. Hier wie dort pflegen die eigentlich Bejammernswerten und Erlösungsbedürftigen außerhalb zu sein. Was kann da helfen? W

Kaum übersehbar und zum Teil recht lästig miteinander konkurrierend häufen sich um diese Herbstzeit die Zweck-Zusammenkünfte. Hauptursache ist ja, daß man die Ferien nützen will. Nun, ich habe das Meine getan. Unmittelbar nach dem Casseler Landeskirchentag habe ich in 11 Tagen (ohne Sonntagsruhe) 21 rechtschaffene Vorträge gehört. Nur einen von weniger als einstündiger Dauer, dafür währte ein andrer beinahe 3 Stunden. Bund für Gegenwartchristentum, politische Herbstschule, Parteitag, Kursus Kultus und Kunst. Überdenke ich den Ertrag, so habe ich alle Ursache dankbar zu sein. Die geistige Lebendigkeit überall, der Wille voranzukommen, der Wille auch sich dafür mit dem Andern zu verstehen, sind erfreuliche Tatsachen. Wäre ich zu Hause geblieben und hätte in dieser Zeit 21 Broschüren gelesen (wozu doch aller Anlaß vorliegt), ich hätte sicher nicht so viel profitiert. Die lebendigen Personen, die Diskussionen, der ganze Verlauf und die Umwelt, in der sich die Verhandlungen abspielen — das alles ist auch etwas. Und so gewiß ich all die Hemmnisse würdige, die zum Daheimbleiben zwingen, bedaure ich doch die Unlust zu dem Opfer der Reise, die seit dem Kriege sich vielfach noch geltend macht, oft doch nur

zu dem Opfer der Bequemlichkeit, und schätze den Wert solcher Zusammenkünfte heute noch höher ein als einst.

Freilich — Grenzen sind gezogen. In dieser Woche tagt die „Dorfkirche“ in Cölbe, diesmal mit einer Versammlung der Dorfkirchenältesten verbunden! Da will ich noch hingehn. Aber wie verlockend dann die Tagung der Luthergesellschaft am 27. und 28. Oktober in Magdeburg (Stadtmissionshaus) mit Vorträgen von Eger über Luthers Gottesdienst-Reform, Loofs über Luthers Rechtfertigungslehre, Böhmer über Luthers Ehe, Scheel über Luther und die Schule; verbunden obendrein mit der Jahresversammlung der Gesellschaft für Kirchengeschichte am 29. ebenda. Alles kann man nicht. Und nicht einmal berichten können die Zeitschriften über Alles. Aber die geistige Regsamkeit ist so groß, daß man sich darüber freuen muß, und ein Zeichen von Gesundung nach dem Zusammenbruch.

Zum Inhalt dieser Nummer: ein Schlußwort über München folgt. Desgleichen über Stuttgart (vgl. v. Nr.). Die im Bericht über Frankfurt zitierten Thesen finden sich in Nr. 37/39 und 40/41; der Vortrag von Schlemmer wird in den sehr zu empfehlenden „Monatsblättern für den evangelischen Religionsunterricht“ von Spanuth (Göttingen, Vandenhoeck) erscheinen, der von Devaranne in nächster Nummer d. Bl.; Marr, Knittermeyer, Luther geben eine besondre Schrift.

Endlich: der Zeppelin! Da haben wir doch alle miteinander eine rechte Freude gehabt. Ich insbesondre die, daß ich mir eine glänzendere Illustration zu meiner Losung „Die Macht der Ohnmacht“ nicht wünschen konnte. Muß nun die Halle in Friedrichshafen abgebrochen werden, so habe ich dennoch Unrecht, bleibt sie stehen, behalte ich Recht. R

Wöchentliche Chronik

Die Fuldaer Bischofskonferenz hat in einem Schreiben an den Reichskanzler unter Hinweis auf die trostlose Lage des kirchlichen Vermögens und die Verarmung zahlreicher Anstalten und Stiftungen um baldige Aufhebung der dritten Steuernotverordnung gebeten.

Im Arbeiterheim zu Wien fand Anfang Oktober der Internationale Kongreß proletarischer Freidenker mit 200 Teilnehmern aus Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Tschechoslowakei und Österreich statt. Hauptpunkt der Verhandlungen: Völlige Trennung von Kirche und Staat; Religion Privatsache; Forderung der Entpolitisierung der Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung; öffentliche Funktionäre und Beamte dürfen nicht offiziell an religiösen Veranstaltungen teilnehmen; keine diplomatischen Beziehungen zum Vatikan; konfessionsloser Unterricht in öffentlichen Schulen; Abdankung der theologischen Fakultäten; Abschaffung der kirchlichen Feiertage als Ruhetage. FZ 754

Die deutschen, estnischen, lettischen und finnischen Gemeinden Rußlands haben sich auf der ersten Generalsynode in Moskau zu einer evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands zusammengetan. Zu Bischöfen wurden Malmgren-Petersburg und Meyer-Moskau gewählt. Die deutschen Gemeinden wurden in 10 Propsteibezirke gegliedert, die finnischen, estnischen und lettischen unter dem bisherigen estnischen Bischof Palsa zusammengefaßt, die schwedischen als Gruppe dem deutschen Petersburger Bezirk angegliedert. Die Gesamtleitung der Kirche hat ein Oberkirchenrat inne, der aus 3 Geistlichen und 2 Vertretern der Gemeinden besteht. AELKZ 38

Die anglikanische Kirche hat 3500 Geistliche zu wenig. Die Zahl der Hilfsgeistlichen ist in den letzten Jahren von 8000 auf 4000 zurückgegangen; die jährlichen Ordinationen betragen im Durchschnitt der letzten sechs Jahre 287, während der zu ersetzende jährliche Verlust 700 beträgt. Grund: geringes Gehalt und theologische Streitigkeiten. SchwzKfr 19

Nach der (ersten) englischen Volkszählung von 1922 hat Palästina 757 181 Einwohner, davon 598 339 Muhamedaner, 83 957 Juden, 1862 Hindus und Sikhs, 73 024 Christen — 15 Bekenntnisse: 33 369 griechisch-orthodox, 14 245 römisch, 11 191 griechisch-katholisch (unierte).

Die Sudan-Pioniermission ist wieder in Ägypten zugelassen und hat ihr gesamtes Eigentum bedingungslos zurückerhalten.

Die Berliner Mission in der Provinz Schantung (Nordchina) geht mit Ende dieses Jahres endgültig an die Vereinigte Lutherische Kirche von Nordamerika über.

1800 protestantische Syrer wurden aus Urfa ausgewiesen ohne Erlaubnis, Häuser und Grundbesitz zu verkaufen, unter Erpressung von 11 000 Goldpfund (33 000 Frank). Sie leben nördlich von Aleppo in Zelten und verhungern. Die jakobitischen und unierten Syrer werden auch an die Reihe kommen. Die Türkei entledigt sich ihrer christlichen Untertanen. BaslNachr 370.

Der 63. Katholikentag in Hannover faßte Entschließungen gegen die nicht normale Lage des apostolischen Stuhls, für die Sammlung des Peterspfennigs, Bitte an den Papst, die Heiligsprechung Pius X. zu beschleunigen. Aus der Debatte über den Winfriedbund: Professor Simon-Paderborn sieht in den Annäherungsbestrebungen der Kirchen Erscheinungen einer müden Zeit. Die Kirche kann sich nicht auf Vermittlungen einlassen, sie erhebt Anspruch auf alle Christen. Bischof von Paderborn: Die katholische Kirche verliert jährlich in der Diaspora 100 000 Seelen. Bischof von Meißen: „In den Reihen der protestantischen Geistlichen gibt es gar viele, die sich in fortwährenden Gewissenskonflikten befinden, weil ihnen klar geworden ist, daß es nur Eine Kirche gibt, die katholische. Aber sie wagen den Schritt nicht, den ihnen ihr Gewissen Tag und Nacht einhämmert, weil sie Familie haben und ihr Brot zu verlieren fürchten.“ DEK

Die Fuldaer Bischofskonferenz veröffentlicht ein Mahnschreiben, das zur „Berücksichtigung gerechter Anforderungen der Arbeiter“ aufruft. Ebenso erläßt der Deutsche Katholikentag eine Kundgebung zur „Versöhnung von Kapital und Arbeit im Geiste des Christentums“. „Man sollte nicht ‚wirtschaftliche Notwendigkeiten‘ vorschützen, um einseitig alle Lasten auf die Schultern der arbeitenden Stände zu legen.“ — Zu den bevorstehenden Wahlen in Oberschlesien hat Kardinal Bertram in Breslau einen Brief an seine Diözese gerichtet, in dem ein scharfer Trennungsstrich zwischen dem Katholizismus und den sozialistischen Parteien gezogen wird. „Weil Sozialismus und Kommunismus unvereinbar sind mit fundamentalen Lehren und Grundsätzen unserer Religion, darf und muß zum Schutze des Glaubens und der christlichen Ordnung ihnen mit aller Offenheit und Festigkeit entgegengetreten werden. Kein Katholik darf aus wirtschaftlichen Gründen einer Partei angehören, deren Führer zugleich den Kampf gegen die höchsten und heiligsten Interessen betreiben.“ Er verfügt sodann den Ausschluß der „Anhänger sozialistischer und kommunistischer Parteien“ von den hl. Sakramenten und schließt: „Meine Diözesanen können und müssen von mir verlangen, daß ich die öffentliche Kundmachung dieses Grundsatzes von der Kanzel anordne, wie hiermit geschieht.“ EPD

Auf dem für 1925 oder 1926 in Aussicht genommenen Vatikanischen Konzil soll über die neuen Dogmen der leiblichen Himmelfahrt Mariä und ihre Mitwirkung bei der Erweisung der Gnade Beschluß gefaßt und über die Wiedervereinigung der Kirchen verhandelt werden. EPD

„Es liegt offen zutage, wohin sie (die katholische Propaganda) heute ihr Augenmerk richtet: auf Rußland. Der Papst hat kürzlich an den Abt-Primas des Benediktinerordens ein Schreiben gesandt, worin er sagt: ‚Heute richtet sich unser Sinn vor allem in Liebe auf die großen Völkermassen Rußlands.‘ Der Papst fordert den Primas auf zu veranlassen, daß je eine Abtei in ihrer Kongregation oder wenigstens Nation eigens für den Dienst an Rußland bestimmt werde, die talentvollsten Benediktinermönche nach Rom an das Orientalische Institut gesandt würden, auf daß einmal ein Klosterverband des slavischen Ritus entstehe. ... Die völlige Zerrüttung der orthodoxen Kirche gibt immerhin Chancen.“ FZ 700

Poincaré und Millerand haben den Bürgermeistern Elsaß-Lothringens Erklärungen gegeben, wonach die Sonderstellung der dortigen Kirchen- und Schulgesetzgebung, welche die Regierung Herriot aufheben will, nicht angetastet werden darf: „es sei denn in vollem Einverständnis mit der Bevölkerung.“

Zeitungsverlag 37 bringt folgende Ankündigung des Verlags Otto Elsner in Berlin: „Ab Mitte September erscheint eine Sonderausgabe K für katholische Leser unserer Zeitungsbeilage ‚Die Zeit im Bild‘. Wir machen die Herren Verleger katholischer Tageszeitungen darauf aufmerksam, daß unser Haus nunmehr zwei Kupfertiefdruckbeilagen für katholische Leser herausgibt. Beide werden durch den Hochw. Dr. Esser (Chefredakteur des C-Dienstes der Telegraphen-Union, Redaktionsmitglied unseres Verlages) zensiert. ... Eingetragene Telegrammanschrift: Elsnerdruck Berlin; Stichworte im Telegramm: ‚Lebensbild katholisch‘ oder ‚Zeitbild katholisch‘. Das Elsnerhaus ist das führende für gute Zeitungsbeilagen. Es beliefert mit sechs verschiedenen Beilagen über 1000 Bezieher in einer Wochenauflage von über 3½ Millionen Stück. Die Sonderausgabe A (allgemeine) berücksichtigt die besonderen Interessen evangelischer Leser. Den Tageszeitungen mit gemischt evangelischer und katholischer Leserschaft liefern wir auf Wunsch auch abwechselnd die Ausgaben A und K.“

In Rußland hat die Regierung das Alkoholverbot aufgehoben, das staatliche Verkaufsmonopol der Zarenzeit wieder eingeführt. Aus finanziellen Gründen. FZ 685

Seit Oktober erscheint eine Tageszeitung Neue Tägliche Rundschau, herausgegeben von D. Bruno Doehring und Heinrich Rippler; eine Wochenschrift Das Evangelische Deutschland, herausgegeben von Hinderer (Berliner Ausgabe Das Evangelische Berlin); eine Monatsschrift Kirche und Volkstum, herausgegeben von Hans v. Lüpke.

Von Personen. Promoviert: Schulrat Eberhard in Greiz zum D. von Leipzig; Pfarrer Karl Greulich in Posen zum D. von Marburg. E St

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Büchermarkt für die „Christliche Welt-Gemeinde“

Das gute Buch ins Volk!

Jeder kann dabei mithelfen. Wir rufen die Pfarrer und Lehrer der Dorfgemeinden. Verlangt unseren Kolportagebrief.

Schneider & Klein G. m. b. H. für Buch und Kunst
Chemnitz / Sa., Bernhardstraße 61.

Soeben wurde im Buchhandel ausgegeben:

Kurt Leese

Die
Kulturkrisis der Gegenwart und die Kirche

Umfang 32 Seiten. In Steifumschlag Gm. 1.—

★

Inhalt: Das Problem. Begriff der Kultur. Kultur und Religion nach Spengler. Der kultur-dialektische Charakter der Religion. Religiöse Stilkultur. Mittelalter und Aufklärung. Theonome und autonome Kultur. Zukunft. Die gegenwärtige Aufgabe der Kirche.

Die Beziehungen der Religion zur Kultur sind abhängig von der Stellung, die die Religion jeweilig im Kulturprozeß einnimmt. Die gegenwärtige Hauptfrage der theologischen Arbeit und des religiösen Suchens lautet: Wie ist ein Zusammengehen von Religion und Kultur möglich, ohne die Religionen an die Kultur zu verraten und ohne die Kultur durch die Religion zu vergewaltigen? Und was können wir hierfür aus der Geschichte für die Gegenwart und für die Zukunft lernen? Der Verfasser zieht die Bilanz aus dem Denken älterer und jüngerer Generationen: Nietzsche, Spengler, Troeltsch, Simmel, Keyserling, Wobbermin, Heinrich Scholz, Karl Barth, Gogarten, Paul Tillich. In prägnanter Kürze eine umfassende Umschau.

★

Im Furche-Verlag, Berlin NW 7

Interessant als Neuerscheinung ist:

J. Ramsay MacDonald

Margaret Ethel MacDonald

Ein Lebensbild. 149 Seiten.

Steif geheftet **Mk. 3.—** Ganzleinen geb. **Mk. 4.—**

Der jetzige englische Ministerpräsident schreibt über seine dahingegangene Lebensgefährtin. Wir können dieses Gedenkbuch mit viel Freude und tiefer Ergriffenheit lesen. Es werden dort Tatsachen erwähnt, die so groß sind, daß sie auf uns wirken müssen. Eine Besprechung einer Tageszeitung übertreibt nicht, wenn sie sagt: „Das Buch ist ein Dokument reinsten Frauentums, adligen Menschentums, und ernstesten Idealismus“. Oder sollte uns das kühl lassen, wenn wir erfahren, wie Margaret Mac Donald als leidenschaftlich entschiedene Christin zur Sozialistin wird und zwar nur aus ihrer Religion heraus, wie sie eifrig in sozialer Hinsicht tätig ist, wie sie im Burenkrieg in die hollandfreundlichen Ausschüsse eintritt, wie sie Führerin der Frauenbewegung wird und doch Gattin, Mutter und Hausfrau bleibt.

Frauen und Männer bestellt dieses Lebensbild sofort bei

Schneider & Klein G. m. b. H. für Buch und Kunst
Chemnitz / Sa., Bernhardstr. 61.

KARL BARTH

Die Auferstehung der Toten

Eine Erklärung des I. Korintherbriefes
br. M. 2.80 halbl. M. 4.—

Das Buch wird seinen Weg machen und dieser Theologie noch mehr Freunde erwerben als des Verfassers grundlegende Erklärung des Römerbriefes. Es ist erheblich leichter zu lesen als diese. (Aufwärts)

MARTIN LUTHER

Vom unfreien Willen

Mit einem ausführlichen Nachwort von Friedrich Gogarten
br. M. 6.50 halbl. M. 8.—
Geschenkband holzfr. Papier Lwd. M. 9.—

Kurz nach der lateinischen Ausgabe von Luthers Schrift im Januar 1526, erschien die Jonas'sche Übersetzung, die nun von Gogarten „in unser heutiges Deutsch übertragen“ in dieser schönen Ausgabe vor uns liegt. Luther hatte die Ueberzeugung, daß es in dieser Schrift um den Herz- und Kernpunkt des Kampfes gehe. Ein bedeutsames Nachwort ist beigefügt. Es ist tief in der Lage der gegenwärtigen Auseinandersetzung begründet, daß Gogarten gerade dieses Lutherbuch wieder ans Licht holt und weiteren Kreisen zugänglich macht.
(Evangelisches Gemeindeblatt, Wiesbaden)

WILHELM LOEW

Goethe als religiöser Charakter

M. 1.50

Ein tiefgrabendes Buch, das uns den unerschöpflichen Goethe in seiner Ewigkeitsbedeutung wundervoll leuchtend macht und nahe bringt. (D. Dr. von Rohden)

CHR. KAISER VERLAG MÜNCHEN

Adolf Schmitthenner

Von dem verewigten Dichter
sind in unserem Verlag erschienen:

Ausgewählte Erzählungen

Gebunden Gm 5.—

Inhalt: Der erste Reiter / Die Frühglocke / Das Eheexamen / Friede auf Erden / Der Landsmann / Ein rasches Ende / Die vier Fichten / Die sieben Wochentage

Das deutsche Herz

Roman

30.–32. Tausend. / Gebunden Gm 5.50

Die sieben Wochentage

und andere Erzählungen

5. und 6. Auflage. / Gebunden Gm 4.50

Vergessene Kinder

Ein letzter Band Erzählungen

4. und 5. Auflage. / Gebunden Gm 4.—

Der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Heidelberger Stadtpfarrer Ad. Schmitthenner verbindet mit der schärfsten realistischen Darstellungskunst eine sichere Kenntnis der Geschichte jener Zeiten, der Kulturzustände, des Lebens in Stadt und Land, die er in seinen Erzählungen so überaus anschaulich schildert.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Im Buchverlag des Bundes Deutscher Jugendvereine Sollstedt

sind erschienen:

„Was singet und klinget“, Lieder der Jugend. Gesammelt im Auftrag des B.D.J. von Hugo Stehn. 36.—40. Tsd. Pappband 1.50 M., Leinenrücken 2 M.

Dieses handlich gebundene, inhaltlich nach: Natur und Wandern — Fahrend Volk — Heimat und Vaterland — Freundschaft und Liebe — Balladen und Fabeln — Scherz und Tanz — Fest und Feier — Am Abend — übersichtlich geordnete und mit Fingerzeigen zum Anstimmen und Auffinden der Weisen versehene Buch, enthält 430 der schönsten und bekanntesten Volkslieder, die sich trefflich für Fahrten, sowie ernste und frohe Jugendfeiern eignen. (Wiesbadener Gemeindeblatt.)

Dazu Notenausgabe in laufender Folge erscheinend, je Heft (ca. 12 Lieder) . . . . . —.60 M.

Wir bringen nicht nur zum Text die Melodie mit Griffbezeichnungen für die Klampfe, wie in den meisten bisherigen Liederbüchern, sondern meistens einen Satz, um endlich über das bloße „Singen“ hinauszukommen. Nicht durch bloßes „Musikmachen“ auf Fahrt mit seinem langweiligen „Schrumm-Schrumm“ als Begleitung und der Geigenstimme in der Melodie, sondern nur durch gründliche, ernste Arbeit gelangen wir zum wahren Verständnis der Musik und dadurch zur rechten Ausübung. (Aus dem Vorwort.)

L. Horwitz, Die rote Blume, ein Märchenspiel in 2 Aufzügen. Buchschmuck von W. Geißler . . . —.75 M.

Friedrich Siegmund-Schultze, Die deutsche Jugend und der Sozialismus. . . . . —.15 M.

Neue Flugschriftenreihe:

1. **Gotthold Donndorf**, Führerberuf und Führerberufung . . . . . —.20 M.
2. **Dr. Wilhelm Stählin**, Vom Sinn und Segen des Dienens . . . . . —.30 M.
3. **Dr. Wilhelm Stählin**, Jesus u. die Jugend —.50 M.
4. **Walther Kalbe**, Der kosmische Mensch —.60 M.
5. **Dr. Wilhelm Stählin**, Die völkische Bewegung und unsere Verantwortung . . . . . 1.10 M.

Es gibt eine letzte Not und eine höchste Hoffnung. Davon sind alle diejenigen Menschen bewegt, die in innerster Schicksalsgemeinschaft mit der heutigen Jugend stehen und die zugleich als Christen das Bewußtsein von einer Sendung haben. Wie sich die völkische Bewegung zu dieser Not und dieser Hoffnung verhält, ist die entscheidende Frage. Davor zu warnen, daß nicht in dem Großen und Wichtigen, das die völkische Bewegung in sich trägt doch der umfassende Erneuerungswille der Jugendbewegung und die wahre Größe der christlichen Verkündigung verloren gehe, ist unsere Verantwortung.

Walther Kalbe, Dorfheimat / Von des deutschen Dorfes Seele und Kampf / Hoffnung und Not. 112 Seiten, illustr. von Kötschau, kart. . . . . 2.50 M.

Die Schönheit des Dorfes, seine Form als Ausdruck sehen zu lehren, aus Finderfreude an Sinn und Sitte der Väter — das ist ein Wille des Büchleins. Aber nicht in verflossener Zeit, sondern im lebendigen Schaffen der Stunde wird das Schicksal des Dorfmenschen aufgespürt. Aufgezeigt wird, wie Stadt und Land in einer höheren Einheit zusammengehören. Und daß im lebendigen Strom, dem das Volk sich einordnen muß, erst wieder die Dornröschenstunde des deutschen Dorfes kommen wird.

Das Gothabuch des B.D.J. . . . . . 1.50 M.

Die Bedeutung des Bundestages in Gotha ruht einmal auf seinen Hauptvorträgen, welche Wirtschaft und Gewissen behandelten und in einer Mädchenversammlung noch besonders beleuchtet wurden. Die andere Bedeutung des Tages findet ihren Niederschlag in den Feierstunden, welche in Nenningers Morgenfeier und der Geyerschen Schloßpredigt Höhepunkte bringen. Dazu kommt die Abschiedsfeier der Aelteren. — Die Erlebnisse der Tage treten vor diesem Inhalt zurück, aber viele Bilder geben einen Nachglanz der Tagung und eine Einleitung der Bundesleitung, sowie ein Nachwort des Herausgebers suchen Fäden zu knüpfen zwischen Gotha und dem Weg des Bundes. — Ein Titelbild von Georg Kötschau schmückt das gut ausgestattete Büchlein.

In Vorbereitung:

Dr. **Wilhelm Stählin**, Schicksal u. Sinn der heutigen Jugend.

In Kürze erscheinen:

W. Baudert-B. Leipold, Sonnenaufgang. Eine kirchenmusikalische Morgenfeier für gemischten Chor, Duett, Einzelgesang, Worte des Pfarrers, Gemeindegesang und Orgel.

W. Baudert-B. Leipold, Der Gottestag. (Die Tageszeiten.) Liturgische Feier, gem. Chor, Duett, Einzelgesang, Worte des Pfarrers, Gemeindegesang u. Orgel (Streichquartett ad lib.)

FELSBERGVERLAG, JUGENHEIM a. d. Bergstr.

Holzschnittwerke von Daniel Greiner:

Evangelienbücher

Johannisevangelium, 35 Holzschnitte Gm 5.40
Lukasevangelium, 44 Holzschnitte „ 6.—

Handdrucke in Mappen:

Marcusevangelium, 30 Holzschnitte Gm 10.—
Matthäusevangelium, 43 Holzschnitte „ 12.50
auf echt Japanpapier Gm 16.— u. Gm 20.—

Bilderbibel MAPPE HANDGEDRUCKT

I. Schöpfungstage
II. Adam und Eva
III. Urgeschichte
IV. Abraham

je 20 Holzschnitte à Gm 8.50
auf echt Japanpapier
je Gm 12.— bis Gm 15.—

Christusköpfe MAPPE · HANDDRUCKE

10 Holzschnitte Gm 3.—, auf Japanp. Gm 5.—

Johannisevangelium

21 große Holzschnitte in fein. Mappe Gm 25.—
Ausgabe ohne Schrift, signiert . . . „ 50.—

Versand direkt gegen Vorauszahlung oder Nachnahme
POSTSCHECKKONTO FRANKFURT 63917

Der Volks-Gotthelf!

Jeremias Gotthelfs Werke

1. Reihe in sechs Bänden:
   Uli der Knecht / Uli der Pächter / Anne Bäbi Jowäger 1. u. 2. Teil / Geld und Geist / Käthi, die Großmutter.
2. Reihe in fünf Bänden:
   Der Bauernspiegel / Schulmeister 1. u. 2. Teil / Die Käserei in der Vehfreude / Jakobs Wanderungen.

Jeder Band Halbleinen gebunden M. 5.—
Die Bände sind alle einzeln käuflich.

Die erste Reihe ist auch in 3 Doppelbänden erschienen und kostet Halbleinen gebunden zus. nur Mark 20.—

Hauptvorzüge der Ausgabe:
Neben der Billigkeit sorgfältig durchgesehener Text. Holzfreies Papier. Vorzüglich lesbarer Druck. Geschmackvoller Einband.

Eine Zeitungsbesprechung urteilt:
„Ohne Überschwang, seit Mannsgedenken haben wir keine so „währschafte“, schöne Ausgabe eines Schweizer Dichters erhalten, die auch rein äußerlich in Druck, Schrift und Gewand verrät, daß sie keine gehudelte Ware ist, um gotthelfisch zu sprechen.“

Und wir sagen:
Gotthelf gehört mit seiner Urwüchsigkeit und natürlichen Kraft in jede deutsche Familie, in jede Bibliothek. Uns verstädterten Menschen kann er Lehrmeister sein. Darum setzen wir uns für ihn ein.

Unsere Zahlungs- und Lieferungsbedingungen: Betrag nach Empfang durch Zahlkarte oder unter Nachnahme. Bei Summen von Mk. 15.— an Ratenzahlungen und zwar bis zu 3 monatlichen Raten. Portofreie Lieferung erfolgt, wenn Mk. 15.— erreicht sind.

Schneider & Klein G. m. b. H. für Buch und Kunst
Chemnitz / Sa., Bernhardstraße 61.

Unsere Postbezieher

bitten wir wiederholt, Reklamationen nach nicht gelieferten Nummern zunächst an das zuständige Postamt zu richten und zwar spätestens drei Tage nach dem Ausgabetermin (Fußnote auf der vorhergehenden Nummer). Erst bei Erfolglosigkeit dieser Postreklamation wende man sich an den Verlag.

Ferner erinnern wir daran, daß vorläufig noch die „Christliche Welt" bis zum 20. eines jeden Monats für den nächsten Monat beim Briefträger oder Postamt neu bestellt werden muß.

Der Verlag der „Christlichen Welt"
Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die **ordentliche Pfarrstelle** an der evangelischen Hastedter Gemeinde zu Bremen soll zum 1. April 1925 neu besetzt werden. (Alter: 30—40 Jahre. Befähigung zur Jugendpflege.) Besoldung nach der 10. Gehaltsstufe. Geräumiges Pastorat ist vorhanden. Bewerbungen werden bis 31. Oktober erbeten an Herrn E. Spieker, Bremen 11, A. Postweg 307.

Bremen, den 9. Oktober 1924.

Der Kirchenvorstand
der evangelischen Hastedter Gemeinde.

Cand. theol. mit erster Prüfung

etwa zum 1. Dezember als Vikar (mit Ableistung des Lehrvikariates) gesucht.

Pfarrer Lic. **Strewe,** Keutschen b. Hohenmölsen.

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **d. freien Christentums. Festpredigten.** 17 Bde. u. 5 Bde.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je 2.—, geb. 3.—; alle 22 Bde. auf einmal nur 30.—, geb. nur 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch **Krüger & Co., Leipzig 82,** Liebigstr. 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

Lehrer Obst's
Haus-Tee-Kuren

Ein Segen der Volksgesundheit.

Asthma-, Blasen-, Bleichsucht-, Blut- und **Darmreinigungs-, Diarrhoe-, Fieber-, Frauen-, Hals-, Hämorrhoiden-, Herz-, Schwitz-, Wassersucht-** und viele **Spezialtees,** wie **Angst-, Leber-, Lungen-, Magen-, Nerven-, Nieren-, Rheuma-, Gicht-, Arterien-, Abmagerungs-, Flechten-, Fallsucht-, Fettsucht-, Gallenleiden-, Haarausfall-, Ischias-, Krebs-** und **Geschwüre-, Lähmungs-, Skrofel-, Weißfluß-, Würmer-** und **Zuckerkrankheit-** und viele andere, bestbewährt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen, worüber ungezählte Dankesbriefe!

Man mache genaue Angaben. Drucksachen kostenlos. Rückporto.
1/1 Monatspaket M. 3.—, 1/2 Paket M. 1.50

Hauptvertrieb für Bezirk Cassel mit Oberhessen; Schwanen-Apotheke Fulda

Verlangen Sie die Tees in Ihrer Apotheke!

Näh. durch den allein. Hersteller: **R. Obst,** Herrmannsdorf b. Breslau.

Nerven- od. Gehör Tabletten, Volle Wirkung, Nähr- und Kräftigungsmittel I. Ranges. Schachtel je Mk. 5.— Nachn.

O. Bames, Stuttgart 47, Neckarstraße 152.

Thür. Pfarrkalender 1924

zu kaufen gesucht. **C. Ed. Müller, Halle,** Mansfelderstraße 48.

Der **Hessische Diakonieverein** gewährt evang. jung. Mädchen mit höh. Allgemeinbildung unentgeltlich Ausbildung i. d. Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen i. d. Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, d. sozialen Fürsorge u. d. praktischen Gemeindearbeit i. d. Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung und Lebensstellung. Näh. durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Martinstraße 79.

Neue vorbildliche Kanzelreden
D. E. v. Dryander

Deutsche Predigten
aus den Jahren vaterl. Not
1918—1922.

2. Auflage gebd. 5.—.

Wohl die reifste Frucht des Patriarchen der Ev. Landeskirche.

Jesaia und unsere Gegenwart
Alte Prophetenstimmen in neuerer Zeit
10 Predigten von
Konsist.-Rat Lic. E. Baumann
Steifumschlag 1,50.

Packende, gegenwartsmäßige Anwendung und Auslegung. Theol. Lit.-Bericht.

C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler) Halle (S.)

Gesucht

Kindergärtnerin oder erfahrenes gebildetes **junges Mädchen** zu 4 gesunden Jungens im Alter von 10—1 Jahr zu sofort gesucht. Instandhaltung der Kindersachen erwünscht, genügende Hilfe für Küche und Hausarbeit vorhanden.

Frau **Carl Reinshagen,**
Bonsdorf bei Elberfeld
Erbschlöerstraße 17.

Zu verkaufen.

Christliche Welt, Jahrgänge 1894 bis 1924
Evangl. Freiheit v. Baumgarten, Jahrg. 1901—1920 (vollst.)
Pastoralbl., Jahrgg. 1891—1900 alles gut geb. u. erhalten
Blätter für Gefängniskunde 1869—1923, ungebunden.

Putzbach-Hessen. **Roth,** Pfr. i. R.

Heimatglocken Jahrbuch 1925

5. Jahrgang

Herausgeber:
Walther Kalbe
Bildwerk:
Georg Kötschau
Noten:
Bruno Leipold

Aus dem Vorwort:

„Was suchst du?
Du bist der Schlüssel zum Jahr!
Hast du dich aufgetan —, das ist das Wunder, welches immer neu blaut über dieser alten Erde.
Suchst du das?
Dann komm, wir gehen zusammen!"

Vielfarb. deutsch. Monatswerk
Verschlossener Sylvestersegen
Broschiert . . . . . M. 2.40
Bütten halbpergam. . . „ 7.50

Das
Heimatglockenpäckchen
Jahrbuch 1925 / 24 / 23 / 21
postfrei M. 4.90, Betrag auf Postscheckkonto Leipzig 41 804

Heimatglockenverlag
Schmiedehausen (Bad Sulza).

Zu verkaufen.

Talar, reinwollener Cheviot, mit gelegten Kollerfältchen, kaum getragen, weil zu groß für 60 Mk. zu verkaufen. Passend für Herren mit 170—173 cm Größe und 102—104 cm Oberweite.

Dr. **E. W. Schmidt,** Synodalvikar **Burscheid** b. Opladen (Rhld.).

Dieser Nummer der „Christlichen Welt" liegt unser diesjähriger

Weihnachtsprospekt

bei, um dessen angelegentliche Beachtung wir bitten.
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat November: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Oktober—Dezember und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52 000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. 0.40. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. November